Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Vierter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Paris.

Parallelen. — Karl X. — Ludwig Philipp. — Napoleon. — Robespierre und Lamartine. — Was bringt die Zukunft.

So war ich denn in Frankreich, in Paris.

Es verhält sich der französische Geist zu dem englischen, wie der Champagner zu Porter.

In London wird man erdrückt von der Riesenkraft des Genies, welchem so ungeheure pecuniäre Mittel zur Verfügung stehn, in Paris wird man angeregt und gehoben von dem ewig sprudelnden, unversiegbaren Enthusiasmus, welcher gleichsam wie ein irrender, fahrender Ritter fortwährend auf Abenteuer ausgeht, fast in jedem Kampfe siegt und niemals gewinnt.

Ich möchte auch sagen, London ist der erste Mann der Welt — Paris ist die erste Frau der Welt.

Paris und London werden sich ewig abstoßen und ewig anziehen.

Diese beiden Städte sind Nebenbuhler in der Bewunderung, die sie der übrigen Welt entlocken, und sympathisiren in der Bewunderung, die sie sich gegenseitig zollen:

Paris ist das schöne, kokette Weib, welches alle Völker lieben, trotzdem, daß Alle es tadeln.

London ist der stolze, vornehme Mann, welchen alle Völker achten, trotzdem, daß Alle ihn fürchten.

London belohnt seine großen Männer.

Paris vergöttert seine großen Männer.

London bleibt stets sein eigener Herr.

Paris ist auf dem höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht stets — eine Sklavin.

London besitzt eine ungeheure Selbstachtung.

Paris eine ungeheure Eigenliebe.

London ist immer stolz und kalt.

Paris ist immer aufgeregt und empfindlich.

London sucht überall seinen Nutzen.

Paris sucht überall seinen Ruhm.

London ändert nur das alte Habit.

Paris macht ewig neue Toilette.

London will erwerben.

Paris will leben.

London will erhalten.

Paris vergeuden.

London ist der Mentor aller Nationen.

Paris ist die Bonne aller Nationen.

Von England lernen die Männer und von Frankreich die Kinder.

Obwohl ich Paris mit einer Frau vergleiche und eine solche natürlich mehr Interesse für Männer als für Frauen haben muß, so war ich nicht desto weniger mit dem Tausche sehr zufrieden, und befand mich in Paris recht wohl.

Der gute Vicomte hatte alle mögliche Fürsorge für mich

getroffen, ich fand ein sehr nobel eingerichtetes Hotel, und wir waren Beide erfreut uns wieder zu sehen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris wurde ich bei der großen Oper für einige Debüts engagirt.

Der Beifall, welchen ich erntete, war außerordentlich.

Ich muß gestehen, ich wurde ganz berauscht von diesem Erfolge, welchen ich, Neuling in der Kunst, mir nicht hatte träumen lassen.

So schnell zu einer Celebrität in Paris geworden, wurde mir die ganze galante Aufmerksamkeit zu Theil, welche der Franzose in reichlichem Maße Denjenigen zollt, die ihm gefallen.

Zugleich aber auch begannen mich die galanten Abenteurer förmlich zu bestürmen.

Ich wurde von Herren aller Klassen umschwärmt, von Herzögen, von Grafen, von Diplomaten, von Künstlern, von Banquiers und Rentiers, von Militärs und Geistlichen.

Wie in London, so hatte ich auch in Paris Gelegenheit Narren der Galanterie und der Liebe kennen zu lernen.

Ich muß es aber sagen, ich habe in Paris selbst die Narren liebenswürdiger gefunden.

In London interessirten mich die Dinge mehr als die Menschen, in Paris mehr die Menschen als die Dinge.

In London vergißt man über die Dinge die Menschen, in Paris über die Menschen die Dinge.

Und doch ist es wahr, und freilich auch ganz natürlich, daß in beiden Städten die Dinge wie die Menschen sind.

Es war eine lange Zeit her, daß ich Paris nicht gesehen hatte. Und damals war ich nur ein Kind und war in Paris nur einen Augenblick.

Paris war mir also etwas ganz Neues.

Und ist Paris nicht selbst immer etwas Neues?

Das Paris von gestern ist nicht mehr das Paris von heute. — In Paris wird Keiner alt, weil Paris selbst nicht alt wird.

Paris mausert an jedem Tage.

Wenn Paris stabil wird, ist Paris nicht mehr.

Wie Rom der Weltherrschaft bedurfte, um sich selbst zu beherrschen, wie London des Welthandels bedarf, um sich selbst zu ernähren, so bedarf Paris der Weltunruhe — um sich selbst zu beruhigen.

Paris ist nicht das Weib am Heerde, Paris ist eine Salondame.

Die Völker mögen wollen oder nicht, sie werden sich von dieser galanten Herrin nicht emancipiren.

Ich finde es sehr natürlich, daß Paris nicht allein in der Mode, d. h. in der Toilette, sondern auch in der Revolution den Ton angiebt.

In Allem was Bewegung heißt, läuft Paris allen übrigen Städten den Rang ab.

Bewegung ist für Paris Lebensbedingung.

Aber gewiß ist nicht jede Bewegung Fortschritt.

Aber Paris kümmert sich darum nicht, es will sich eben nur bewegen, verändern, weiter nichts.

Darum sind die Resultate seiner Bewegung so unsolider Natur, darum giebt es so leicht wieder auf, was es so leicht erringt, darum vergeudet es seine Kräfte so leichtsinnig, weil es sie so leicht wieder ersetzt.

Die Bewegung erschöpft sich wohl leicht, aber zuvor verhundertfacht sich ihre Kraft.

Deshalb wird Paris — denn Paris ist Frankreich — für die Ruhe Europa's stets gefährlich bleiben.

Es giebt nur zwei Schutzmittel gegen Paris.

Mitbewegung — oder kein Paris.

Paris ist trotz so vieler glücklicher Vorzüge die unglücklichste Stadt der Welt.

Es sucht, wie ein Verzweifelter, der Hand an sich selbst legen will, Zuflucht vor sich selbst.

Es glaubte sie zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Mitteln zu finden.

In dem Morde der Dynastie.

Aber man sah ein, wenn man einen König auf das Schaffot führt, muß man die halbe Nation mit hinauf führen, welche ihm anhängt.

Robespierre erschrak nicht vor dieser Consequenz, aber die Nation erschrak davor.

Diese blutige Consequenz hatte sich mit der Republik verschwistert, und man haßte sie deshalb.

Man suchte Zuflucht vor sich selbst und warf dem vergötterten Manne des Ruhms die Kaiserkrone hin.

Napoleon kannte seine Nation.

Er sah es ein, daß er, um Frankreich zu beherrschen, die Welt beherrschen müsse.

Das ist das Geheimniß, warum dieser geniale Mann stets Alles auf das Spiel setzte, um nur Paris zu behaupten, und warum er Paris aufgab, weil ihm Europa verloren war.

Europa und Paris, aber kein Paris ohne Europa.

Dieses Paris, dieses Frankreich, übersättigt von seinem Ruhme, mußte sich abermals vor sich selbst retten. Es war nun lange genug Gebieter in Europa gewesen, es wollte einmal wieder Herr bei sich selbst sein.

Deshalb gab es den Kaiser fast gleichmüthig auf, den Ruhm konnte es ja dennoch behalten.

Bonaparte hatte sich selbst gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Also wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode so in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Also die alte Dynastie wieder.

Aber die alte Dynastie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergessen, sie konnte die Principien nicht lieben lernen, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynastie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tausendfachem „vive le roi“ begrüßt eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris sich wieder vor sich selbst retten wollte.

Die Republik von Robespierre stand noch in zu frischem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur der König gewechselt.

Noch einmal rief man:

Le roi est mort, vive le roi!

Paris glaubte das große Zauberwort gefunden zu haben, um sich selbst damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königsthum, hieß es, das soll uns glücklich, zufrieden, ruhig machen.

Man hatte die Herrschaft des Adels vernichtet, jetzt herrschte das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzusehen glaubte, daß es auch mit diesem Herrscherthum nichts sei?

Was blieb nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frank-

reich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es sie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte durch die Philosophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Princip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den seinigen geben.

Als wenn sein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und stutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal, und diesmal rascher als je, daran, sich vor sich selbst zu retten.

Es übergab sich einem tapfern Säbel und bald darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß sich Alles wiederholen.

Das ist die Mode der Mode.

In der Politik ist eben so wenig Neues zu machen, wie in der Kleidung.

Weshalb?

Weil hier wie dort die Menschen bleiben.

Körperlich oder geistig verändern sich wohl diese, sie werden schwächer und kleiner, klüger und unruhiger — aber der Typus bleibt.

Eine neue Politik mit den alten Menschen ist unmöglich.

Wenn Frankreich seine Regierungsform wieder ändert, und es wird sie wieder ändern, was wird es dann sein?

Was Athen, was Rom, was Byzanz, was Genua, was

Venedig, was Warschau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Princip der Bewegung kam?

Das Volk ist die Bewegung.

Und darauf wird man mir antworten:

Auch die Zeit ist die Bewegung.

Allerdings Bewegung, aber eine nach den weisesten Gesetzen geregelte Bewegung.

Welche Macht, welcher Mensch kann sich anmaßen zu regeln wie die Natur?

Paris mag sich hüten. Ich glaube es handelt sich jetzt um mehr als um Paris.

Wird es aufhören die Stadt zu sein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Paris kann viel für Europa thun, möge es nicht vergessen, was es sich selbst und der Welt schuldig ist.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Narren der Geschichte.

Die heilige Allianee. — Geschichtsstudien. — Die Größe des großen Peters. — Eine sinnige Hypothese. — Das alte Paris.

Damals, als ich Paris zum zweiten Male besuchte, war es freilich anders als jetzt. Ludwig Philipp, welchen man, wie gewöhnlich, so lange den Weisen nannte, so lange ihm das Glück nicht verließ, saß damals auf Frankreichs Thron. Man hielt trotz des großen Mißgeschicks, welches den Thronfolger dahinraffte, die Zukunft seines Hauses für gesichert und schien die Ruhe Frankreichs unter seinem Scepter für unerschütterlich zu halten.

Ludwig Philipps Politik war eine friedliche. Er trachtete darnach, Herzen, aber nicht Länder zu erobern. Frankreich war ihm groß genug, er wollte sich selbst, sein Haus, nun auch ein wenig groß machen. Das entsprach allerdings dem ruhmsüchtigen Frankreich sehr wenig.

Ich bekümmerte mich damals nicht viel um Politik. Meine Welt war das Theater, mein Kabinet mein Boudoir, trotzdem fehlte es mir nicht an Alliancen.

Ja, ich hätte sogar der heiligen Alliance beitreten können.

Man erschrecke nur nicht. Es war weder Preußen, Oestreich, noch Rußland, welche mich aufforderten, im Bunde der Vierte zu sein.

Es war eine andere heilige Alliance.

Ich werde später davon noch sprechen.

Außer den Franzosen habe ich in Paris ein anderes Bruchstück einer unglücklichen, heldenmüthigen und ritterlichen Nation kennen gelernt — die polnische Emigration.

Viele dieser Leute, welche trotz ihrer Niederlage von 1831 und des für sie so traurigen Ausganges eines so ungleichen Kampfes, noch immer von der Wiederherstellung ihres Vaterlandes träumen, gehörten zu meinen treuesten Verehrern, und ihr chevaleresker Charakter gefiel mir sehr wohl.

Ich gefiel ihnen und sie gefielen mir, so ging es mir mit den Polen und den Franzosen.

Ich konnte demnach auf eine gute Anzahl galanter Abenteuer gefaßt sein. Leben, Treiben, Bewegung war ja, wie gesagt, mein Element, und Bewegung ist das Element von Paris.

Welche Schule sollte ich in dieser üppigen, lebens- und geistvollen Stadt noch durchlaufen, wie sollte ich mich wehren gegen Hunderte von Anbetern, die mir gefielen, und eben so Viele, die mir mißfielen?

Es wird einer Frau nicht schwer, unerbittlich gegen Männer zu sein, die ihr nichts zu bieten vermögen, als das, was ihr eben jeder Mann bieten kann.

So lange man über die Männer lachen kann, braucht man sie auch keineswegs zu fürchten.

Aber die wahre Liebenswürdigkeit ist für eine Frau immer gefährlich, und am gefährlichsten dann, wenn sie glaubt vor jeder Gefahr gesichert zu sein.

Treu meinem Vorsatze, keinem Manne ganz anzugehören

und die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen, stürzte ich mich keck in die Abenteuer, die so viel Lockendes für mich hatten und gegen welche ich stich-, hieb- und feuerfest zu sein glaubte.

Ich stürzte mich in das Leben und Treiben, in den schäumenden Strudel des modernen Capua, mit dem jugendlichen Uebermuthe einer gefeierten Künstlerin, die nichts mehr haßte als die Langeweile und nichts mehr liebte als die Veränderung.

Unwillkürlich mußte ich in Paris an die Vergangenheit Frankreichs denken, an den galanten Hof eines Ludwigs **XIV.** und **XV.**, und Heinrichs **IV.**, an eine Gabriele, eine Pompadour, eine Maintenau und wie sie noch Alle heißen mögen, die schönen Weiber, welche die Könige, und durch diese Paris, und durch dieses die ganze Welt beherrschten.

Der Hof Ludwig Philipps war kein Serail, wie der Hof der vorgenannten Könige, aber es giebt in Paris eine Herrschaft des schönen Geschlechts, welcher sich kein Hof, kein Monarch, kein Mensch entziehen darf, welcher in Frankreich etwas gelten will.

Früher herrschten und regierten die Frauen in Frankreich, jetzt regieren sie nicht, aber sie herrschen.

Ich habe es immer geliebt die Geschichte desjenigen Landes genau kennen zu lernen, in welchem ich gerade lebte.

Die geschichtlichen Kenntnisse und Erinnerungen, welche wir Mädchen von der Schule mit ins Leben bringen, sind zu dürftig, um uns genügen zu können.

Es giebt keinen Gegenstand, den man uns schlechter lehrt, als gerade Geschichte, welche nach meiner Meinung die nützlichste und nothwendigste Wissenschaft ist.

Wir erfahren von den Männern, daß sie, wenn sie nicht gerade dumm oder blödsinnig gewesen sind, sehr große Thaten

verrichtet haben, die oft in nichts Anderem bestanden, als daß sie sich für viele Hunderttausende ihrer Unterthanen haben hinschlachten lassen.

Man lehrt uns die Geschichte wie einen tollen Hexenspuk, der in einem Vertilgungskampfe des Menschengeschlechts besteht.

Von den Frauen erfahren wir so gut wie gar nichts, denn die Weltgeschichte trägt Hosen, es scheint nur ein Irrthum zu sein, daß man sie dem weiblichen Geschlechte zuzählt.

Außerdem erfahren wir ein Paar tolle, ein Paar schlechte, ein Paar leichtsinnige und endlich auch ein Paar sinnige Streiche, welche das edle Männergeschlecht begangen hat, und nachdem man diese Dinge alle mit Blut verbunden und zusammengekittet hat, sagt man uns:

Eure Lectüre ist beendet.

Es stände traurig um die Achtung, welche wir für das Menschengeschlecht hegen, wenn wir nun auch aufhören Geschichte zu studiren und ad verba magistri schwörten, wenn wir die Menschen nicht kennen lernten, welche die Weltgeschichte vornehm ignorirt und doch das Meiste dabei thun, daß uns das Leben erträglich wird.

Man sieht es übrigens, daß die Männer das Hauptkapitel der Weltgeschichte sind. Es giebt kein Buch, in welchem so vieles närrisches Zeug vorkömmt, als in diesem.

Ich erinnere mich noch genau, wie mein Lehrer der Geschichte in der Pension mir genau beschrieb, wie Nimrod ausgesehen hat, bis zn welcher Höhe der Thurm von Babel muthmaßlich aufgeführt worden sei, und welche Sprachen das wohl gewesen seien, welche die vermessenen Bauleute in ihrer Verwirrung damals gesprochen haben. — Er vermuthete: die chinesische, arabische, chaldäische, türkische, russische und lateinische. Dann erzählte dieser Mentor, welch ein großer Mann

Peter der Große gewesen sei, der sich sogar nicht gescheut habe, seine durchlauchtigste Kaiserin durchzuprügeln, um als Selbstherrscher aller Reußen nicht selbst unter der Herrschaft des Pantoffels zu stehen. Hiermit war die welthistorische Größe dieses Fürsten vollständig erschöpft, wenn nicht noch das hinzuzuzählen ist, daß er sich von Karl hat schlagen lassen und ihn wieder geschlagen hat.

Bekanntlich machen das die Kinder, und namentlich die Schulknaben überall ebenso.

Wenn uns auf diese Weise die erhabene Weltgeschichte lächerlich erscheint, weil sich alle Thorheiten, aller Dünkel, alle Narrheit, alle Eitelkeit, alle Verworfenheit, aller Irrthum der Männer nur im vergrößerten Maaßstabe in ihr abspiegeln und von einem etwas schlauen Mädchenauge bald genug durchschaut werden, dann wird es wohlthuend, alle diese Thorheiten, all diesen Dünkel, alle diese Vermessenheiten, allen Irrthum einmal in der Nähe und im Kleinen zu betrachten, um endlich einsehen zu lernen:

Die Narrheit ist die größte Tugend der Menschheit.

Ich weiß wahrlich nicht, was aus der Weltgeschichte werden sollte, wenn urplötzlich alle Narrheit, alles Laster aufhörte.

Es ist das große, göttliche Privilegium der Weisen, daß es Narren, daß es Unverstand, daß es Thorheit geben muß.

Wenn alle Thorheit dereinst aufhört, nimmt alle Weisheit ein Ende.

Doch kommen wir wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück, zum Studium der Weltgeschichte, d. h. eigentlich der Menschengeschichte.

Es ist nicht schwer die Geschichte Frankreichs zu lernen. Von allen großen Städten Europas trägt keine ein so großes Stück versteinerter Vorzeit in sich, als Paris.

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war schon eine Weltstadt, als der russische Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meist alle alten Städte neu gemacht, nur Paris ist noch die alte schauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda.

Ja, Paris ist durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegerische Jungfrau mehr, was an der von Orleans übrigens die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber ist es denn so lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben schlachtete, weil sie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem schrecklichen Pouilliac, oder sonst irgend einem zerlumpten Bürger — gar zu sehr zu gefallen oder zu mißfallen.

Paris ist noch das alte, ich habe das auf allen Schritten erfahren.

Schon gleich nach den ersten Tagen meiner Ankunft in Paris wollte ich mir die Stadt und ihre Umgegend ansehen.

Aber ich konnte sehr wenig sehen, denn ich war dergestalt von Besuchen umlagert, ich mußte so viele Audienzen geben und auch Gegenbesuche machen, daß mir sehr wenig Zeit übrig blieb.

Ich mußte mich endlich gewaltsam losreißen, und verabredete mit dem Vicomte die Zeit, um eine Ausflucht nach Versailles zu machen.

Nach Versailles? — Ja, wenn Pierre B...d nicht gewesen wäre, dieser lustige Mensch, welcher mir versicherte, daß, wenn Anexagoras mich gesehen hätte, er zum Modell seiner Venus nach keiner andern Frau verlangt haben würde.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Die Kunst zu lieben.

Pierre B...d, ein neuer Ovid. — Der Stoff des weiblichen Herzens. — Seelengröße und Selbstaufopferung. — Was wir bei der neuen Kunst Pierre B...d's gewinnen würden?

Unter allen meinen Anbetern machte mir der Herr Pierre B...d den meisten Spaß. Pierre B...d war ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen Mann, welcher damit umging, die Theorie der Kunst zu lieben, zu schreiben, nachdem er sie, wie er sagte, praktisch studiert, oder vielmehr, wenn er sie praktisch studiert haben würde. Denn schon war er im Begriff diese praktischen Studien abzuschließen, um Ruhe zu seinem verdienstlichen Werke zu gewinnen, als er mich kennen lernte.

Er hatte mich tanzen sehen und sich sofort entschlossen, seinem Werke noch ein Kapitel hinzuzusetzen und mich zu lieben. Er besuchte mich und sagte mir sogleich die drei Eigenschaften, welche ihm erforderlich schienen, um mich seinem Entschlusse geneigt zu machen, daß er nämlich Pierre B...d heiße, 5000 Franks Renten habe und mit einem Buche über die Kunst zu lieben beschäftigt sei.

Aber wie erschrak der junge Autor, als er nur zubald gewahrte, daß meine Bekanntschaft ihm nicht ein neues Kapitel, sondern ein ganz neues Buch lieferte, daß sie, statt seine Theorie zu vervollständigen, diese vollkommen umstieß.

Die Kunst zu lieben, sagte ich ihm, ist allerdings eine sehr schwierige Kunst, ich möchte fast behaupten, die schwierigste. Sie ist bekanntlich eine alte klassische Kunst, über die Ovid schon ein großes Buch geschrieben hat, und die, wie so manche alte Kunst, in unsern Tagen nicht verstanden wird.

Ich will gerne zugeben, versetzte der neue Ovid, daß sie eine sehr schwierige Kunst ist, aber ich sehe nicht ein, warum diese Kunst die schwierigste sein sollte.

Jede andere Kunst, sagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die sich der Hand des Künstlers willig fügen und die gewissermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch diese Fügsamkeit des Stoffes, welchem der Künstler selbst Leben und Geist einhaucht, gewinnt dessen Individualität, dessen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunstprodukt bleibt so ewig ein Reflex des Kunstgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebekünstler? Ist das weibliche Herz auch ein solcher willfähriger fügsamer Stoff, der den Geist des Meisters als seinen eigenen in sich aufnimmt? Wie verstehen Sie die Kunst zu lieben? — Ist es die Kunst des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu sein? Gehört nicht vielmehr dazu, auch von ihnen geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Pierre B . . . d.

Nun, so möchte ich doch wissen, welche allgemeine Regeln Sie aufstellen, um jedes weibliche Wesen sich zugethan oder vielmehr in sich verliebt zu machen?

Lassen Sie das „sich" weg, versetzte Pierre B . . . d, dann wird es eine richtige Frage, und ich werde sie Ihnen beant-

worten und Sie schlagen, d. h. Ihre Voraussetzung zu Schanden machen.

Ich soll das „sich" fortlassen?

Allerdings! Die Kunst zu lieben soll den Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in sich, den Einzigen, verliebt zu machen, sondern in Jeden, die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübschen Frauen liebt, und das scheint mir in der Regel so zu sein, dann wird ihm Ihre Kunst also nichts nützen?

Ich setze nicht voraus, daß ein Mann so thöricht sein wird, sich in alle hübsche Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es ist dieses bei der Verschiedenheit des Geschmacks auch gar nicht anzunehmen, ich setze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt ist, und mit dieser Voraussetzung, die Sie mir nicht streitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebekünstler ein weniger fügsamer Stoff als jedem andern Künstler zu Gebote steht. Das weibliche Herz ist ein so fügsamer Stoff, wie es keinen anderen giebt, fügsamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Ansicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weibliche Herz ist der Liebe zugänglich, und wer diesen fügsamen Stoff zu behandeln weiß, der wird sich der Gegenliebe stets versichern können. Sie besitzen diese allergrößte Kunst, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum rasend werden verliebt sind. Ist es so, oder haben Sie nur eine Redensart ausgesprochen?

Durchaus nicht, es verhält sich vollkommen so.

Nun, ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich auch nicht die geringste Zuneigung zu Ihnen verspüre. O, lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegen-

heit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie sind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es nur nicht sagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, versetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt sind, werden Sie mir das schon sagen, und wenn Sie es mir nicht sagen, so muß ich es doch sicher merken können.

Ei, warum? Ich bin vielleicht ein recht bizarres Geschöpf, liebe Sie entsetzlich und stelle mich als Ihre Todfeindin.

Das ist freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beispiele schon erlebt. Aber es giebt dennoch sehr sichere Kennzeichen der Liebe, die allen verstellten Haß durchbrechen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem sie dem Gegenstande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Ansprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals so weit gehen, dieser Ursache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte sich aber auch in dieser Beziehung verstellen.

Bis zu einem gewissen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewissen Punkte? Sagen wir bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune haben, mir das durchaus verhehlen zu wollen, so könnten Sie vielleicht, um dies durchzusetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küssen.

Wenn dieser Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter ist?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn sogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewissen Punkte gehen? — rief ich lachend, ich denke das ist über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geschieht gar nicht so selten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieses zu den Seltenheiten gehört, daß sonderbare Umstände obwalten müssen, um ein solches Verhältniß hervorzubringen.

Es müssen in der That sehr sonderbare Dinge sein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenstand ohne alle äußere Veranlassung aufzugeben, um mit einem Mann, der ihr gleichgültig ist, einen Ehebund zu schließen. Ich sage ohne alle äußere Veranlassung, und nehme also an, daß keine Abneigung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder sonst irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Und wenn es Ihnen möglich scheint, daß ein weibliches Herz einer solchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieses dennoch einen fügsamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es so.

Und Sie wollen auch in diesem, wie Sie selbst gestehen,

ungewöhnlichen und seltsamen Falle, daß Sie geliebt werden erkennen?

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügsamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr kostbares Werk niemals drucken lassen, denn es ist von A bis Z falsch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage es, das fest und bestimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten, denn, daß Sie es nur wissen, mein Herr Liebekünstler, Sie verstehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergessen Sie nicht, was Sie so eben ausgesprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es ist gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweisen, es wäre eine reine Absurdität. Wenn Sie mir den Wein beschreiben, ganz wie man das Wasser beschreiben muß, so ist es sehr natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen sehr gut das Wasser, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune sich so völlig verläugnet, daß sie der Verachtung, dem Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles dieses, nur nicht die Liebe sein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, so liebt kein Hottentotte, so könnte man höchstens in Einem Zustande lieben, und das ist nicht der der Laune, sondern der der äußersten Verrücktheit. Was ein Wahnsinniger thut und thun kann, darüber freilich kann ich mit Ihnen nicht rechten. Aber ich will Ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine solche unmögliche, unsinnige Liebe möglich sei, wie wollten Sie auch bei dieser, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den

gewissen Punkt, bis zu welchem sich ein liebendes Herz verstellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenstandes.

Wahrlich, das ist köstlich. Sie meinen also, ein liebendes Weib kann sich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun, als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, so bald dieser es aber eben so machen würde, würde ihre Liebe unwillkührlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, sei der sicherste und letzte Probirstein der Liebe.

Das ist vollkommen meine Ansicht.

Es ist dieses vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine solche vermag man nicht wegzustreiten. Ich schlage Ihnen also etwas Anderes vor, aber wir müssen nun wieder von vorne anfangen. Sie sind also in mich wirklich verliebt?

Ich bete Sie an, ich lasse mein Leben — —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja würde mir vollkommen genügt haben. Sie sind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht, Sie besitzen die Kunst, auch meine Liebe vermittelst Ihrer Liebe zu erzwingen, Sie wollen wenigstens über diese Kunst ein ganzes Buch drucken lassen, nun es soll mir recht vielen Spaß machen, wenn Sie gefälligst Ihre Kunst an mir erproben wollten.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben.

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz ist noch ganz frei. Sie sehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm sind — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Keinen von Allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erst meine

Laune überwinden zu müssen. Alle diese Versuchungen Ihrer Künstlerschaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewissen, der versteckten Liebe so gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben, aber dieser Schlaukopf suchte mir wie ein Aal zu entschlüpfen.

Meine Theure, versetzte er, ich bin zu sehr Künstler, um nicht über meine Kunst mich selbst vergessen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunst lehrt nicht, wie ein bestimmtes Individuum die Liebe eines andern bestimmten Individuums erlangen könne, sondern sie lehrt nur, wie man überhaupt sich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten aber vorhin das „sich" nicht haben.

Sie vergessen, daß Sie das „sich" auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, sei meine Lehre, müßten sich vermittelst meiner Kunst in einen Einzigen verlieben. Meine Kunst aber lehrt nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoist genug, um meine Kunst nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporschwingen, Ihnen völlig zu entsagen, und Einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu sein, sein heiß ersehntes Ziel zu erreichen.

Das ist in der That eine ungeheure Seelengröße, sagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber

werden Sie denn Ihrerseits über den gewissen Punkt wegkommen können, mich in dem Besitz eines Andern zu sehen.

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunst triumphirt.

Also Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz trösten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunst auch dazu behülflich sein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das ist wohl möglich, ich hoffe Alles von meiner Kunst.

Schön, mein Herr, es ist mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich vor Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu lassen.

Was ist man nicht im Stande für das geliebte Wesen zu thun, rief der begeisterte Künstler, wenn ich meine Kunst meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, so trage ich doch keinesweges Bedenken, Ihrem Wunsche zu genügen.

Der Herr Ovid schien sich sehr zu freuen, so leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, selbst in der Narrheit, natürlich so lange sie nicht lästig wird, was in diesem Fache, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Also vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Pierre B . . . d auch ein wenig amüsiren.

Erklären Sie mir doch, sagte ich zu ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müssen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten sagen.

Es kömmt mir auf ein Paar Worte gar nicht an, bedienen Sie sich deren mehrere.

Man muß Sie erst genau kennen, Sie studieren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tausend Widersprüchen mit sich selbst. Ich denke, Sie haben für den fügsamen, bildsamen Stoff des weiblichen Herzens ganz allgemeine Regeln?

Diejenige, von der man geliebt sein möchte, zu studieren, ist die erste allgemeine Regel der Kunst zu lieben.

Wenn also Jemand dieses Studium nicht versteht, so kann ihm Ihre Kunst nicht helfen?

Diese Regel ist unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz studieren.

Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil sie das Frauenherz nicht kennen.

Sie wollen vielleicht sagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenstand ihrer Liebe genau zu kennen.

Nein, ich wollte gerade das sagen, was ich gesagt habe; ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verstehen könnte, wenn er sich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, so haben Sie nicht nöthig, mich zu studieren, ich will Ihnen ganz wahrheitstreu sagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin? Sie verpflichten mich damit.

Nun, wohlan, um Ihrer Kunst nützlich zu sein, denn ich habe für diese eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem Papier entwerfen, und dann will ich sehen, was Ihre Kunst zu thun lehren wird.

Der Künstler war mit diesem Vorschlag einverstanden,

er verließ mich, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben hatte, schon nach einigen Tagen meinem Versprechen nachzukommen.

Wenn ich sagte, daß ich für seine Kunst eine aufrichtige Verehrung hegte, so habe ich in der That nicht zu viel gesagt. Wenn die Herren Alle die Liebe als eine Kunst betrachten würden, wir Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenstand der Kunst sein und uns einer wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenstand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu sein.

Wie wäre es, wenn sich das weibliche Geschlecht dahin vereinigte, zu beschließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunst betrachten. Wir werden uns nur von solchen Männern lieben lassen, die diese Kunst verstehen. Wer vom andern Geschlecht unsere Liebe erwerben will, muß uns zuerst den Beweis geben, daß er und der geliebte Gegenstand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweisen, daß er sich und diesen Gegenstand genau kennt, und uns die Grundsätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich keine Freundin der sogenannten constitutionellen Charten bin, so würde ich mich doch sofort für eine solche Liebescharte erklären, nach der es den Frauen freistehen müßte, dem Mann, welcher sich gegen seine einmal angelobten und angenommenen Prinzipien verginge, den Abschied zu geben.

Natürlich müßte das Gesetz diesen Akt legalisiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt sich in der Ehe, bei längerem Zusammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwiedere darauf, nach meinem System würde es die-

ser stets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wissen, woran man ist, und die Disharmonie, die sich erst mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden sein.

Man würde mir noch entgegensetzen: die wenigsten Menschen kennen sich selbst so genau, um von sich eine Charakterschilderung entwerfen zu können.

Ich sage: die Männer, die sich selbst nicht kennen, geben keine Bürgschaft für eheliches Glück, sie brauchen uns nicht zu lieben und sie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter sagen: die Männer sind oft zu schlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu sein und wahr sein zu können.

Darauf ist nichts zu erwiedern, als daß wir Frauen klug genug sein müssen, um uns nicht täuschen zu lassen, und daß wir der Schilderung des Mannes eigenes Studium hinzufügen müssen.

Man wird endlich sagen: Es ist doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns so bald so genau kennen lernen sollen, da wir uns doch auch und so gut zu verstellen und zu verstecken verstehen.

Ich antworte: Wir müssen den Männern, trotzdem, daß wir das schwache Geschlecht sind, mit gutem Beispiele vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergesse man nicht, daß hier von einer Kunst die Rede ist, die erst gewissermaßen neu gefunden werden soll, und deren Aufgabe es also sein wird, für alle diese Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hindernisse überwinden lehren.

Was aber das gute Beispiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, so will ich für mein Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich

habe schon den Anfang damit gemacht, als ich diese Memoiren zu schreiben begann. Ich will indessen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf sie selbst und ihren Charakter sagen, sondern auch über mich selbst mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und so, denke ich, wird es dem guten Pierre B...d nicht schwer werden, mich in seine Kunst zu lieben, die er eigentlich richtiger „die Kunst geliebt zu werden" nennen sollte, einzuweihen.

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Das Orakel.

Die Selbsterkenntniß. — Die Alten und die Jungen. — Wie ich bin. — Eine weise Antwort.

Selbsterkenntniß ist die schwerste Wissenschaft, sagten schon die Alten, und die Alten waren kluge Leute, das behaupten die Gelehrten ohne Unterschied, vielleicht deshalb, weil die Alten jetzt wirklich alt genug geworden sind, um die Welt, die Menschen genugsam zu kennen. Es ist dabei allerdings der Umstand nicht zu vergessen, daß diese klugen Alten so jung wie wir gestorben sind, und daß wir demnach gar keinen übermäßig vernünftigen Grund haben, diese alte Jungen in allen alten und neuen Dingen als eine über jeden Widerspruch erhabene Autorität zu betrachten. — Ich gebe zu, daß die Selbsterkenntniß eine schwere Wissenschaft, so gut wie irgend eine ist, aber sie scheint mir nicht das **non plus ultra** alles Wissens oder die schwerste Wissenschaft zu sein. Ich halte sie sogar für die leichteste.

Wenn man bedenkt, welche Riesenanstrengungen nöthig waren, welche Instrumente ein Herschel und — um mein Geschlecht nicht zu vergessen — seine Schwester erfinden und ver-

bessern mußten, um nicht etwa Luftschlösser, nein sogar Mondschlösser zu entdecken, und die Wissenschaft von dem Monde und was darin ist zu erweitern und zu verbessern, so wird man mir gerne zugestehen, ohne daß ich auch über andere Wissenschaften mich zu verbreiten nöthig hätte, daß die Selbsterkenntniß die leichteste aller Wissenschaften ist, trotz jenem Ausspruche der Alten.

Bedarf man, um sich selbst zu erkennen, anderer Hülfsquellen als der Wahrheit?

Ja, da liegt der Knoten, wird man sagen, die Wahrheit ist schwer.

Sie ist schwer, das gebe ich zu, wenn man sie anderswo, aber gewiß sehr leicht, wenn man sie bei sich selbst zu suchen hat. Allerdings ist die Eigenliebe eine Feindin dieser Wahrheit, welche uns zur Selbsterkenntniß führen soll, und diese muß wohl überwunden sein, wenn wir uns wirklich kennen lernen wollen. D. h. mit andern Worten, wir müssen ein Vorurtheil ablegen, und man hat bei jeder Wissenschaft mit Vorurtheilen zu kämpfen, die so oft außer uns liegen, sollte es nicht viel leichter sein, die zu überwinden, welche in uns liegen? — Wenn wir es nur wollen.

Hierin liegt die einzige Schwierigkeit.

Ich glaube, wenn es Mode würde, statt daß der Leumund oder die Lehrer und Lehrerinnen, und Gott weiß wer noch bei dieser oder jener Gelegenheit, oder der erstere bei allen Gelegenheiten uns ein oft so unwahres oder so wenig schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen, daß wir uns selbst von Zeit zu Zeit und bei den passenden Lebensabschnitten, als Confirmation, Verlobung &c. ein Sittenzeugniß ausstellten, wir viel besser dabei fahren würden, wenn wir auch unbedingt die Wahrheit sagten.

Die Erkenntniß würde sich sicher herausstellen, und wir würden einsehen lernen, nicht allein, daß es gut, sondern auch, daß nichts leichter sei — als sich selbst erkennen.

Wir bedürfen dazu eben nicht mehr als zu wollen.

Ich habe also daran gedacht, ein Bild von mir zu entwerfen, und habe dies mit kurzen Worten aufgeschrieben:

„Ich bin besser als ein Satan, wie mich so oft die Frauen, und schlechter als ein Engel, wie mich so oft die Männer nannten. — Ich bin nicht so närrisch, um nur für Andere, und nicht so eigensüchtig, um nur für mich leben zu wollen. Ich glaube, die Welt ist eben so gut für mich da, wie ich für die Welt. Ich bin leichtsinnig, insofern man das leichtsinnig nennen kann, nicht nur leben, sondern auch angenehm leben zu wollen. Ich bin nicht Närrin genug, um Allen gefallen zu wollen, aber auch nicht hochwohlweise genug, um Niemanden gefallen zu wollen, als mir selbst. Ich bin gläubig in Bezug auf die Tugenden und die Weisheit des höchsten Wesens, aber sehr ungläubig in Bezug der Tugenden und Weisheit der Menschen, besonders der Männer. Ich hasse nicht Alles, was mir mißfällt, aber ich liebe, was mir gefällt. Mir gefällt besonders das Schöne, obwohl ich weiß, daß das Schöne nicht immer das Gute; mir gefällt besonders das Angenehme, obgleich ich weiß, daß es nicht immer das Rechte ist. Ich will vor allen Dingen leben, ehe ich sterbe, nicht nachdem ich gestorben bin. Ich gebe nichts auf den Ruhm, nichts auf den Nachruhm, und bin zufrieden, zu leben, wie es mir gefällt, als ein freies, selbstständiges, von seinen eigenen Launen und Empfindungen abhängiges Wesen."

Diese Zeilen hielt ich für genügend, um Herrn Pierre B...d in die Lage zu versetzen, über mich urtheilen zu können. Ich übergab sie ihm und wartete voll Neugier auf seinen Ausspruch.

Jetzt haben Sie es also in Händen, mich in Sie verliebt zu machen, sagte ich ihm lachend, nun heraus mit Ihrer Kunst.

Eine so feierliche Miene hat noch kein Priester auf dem Dreifuß des Orakels zu Delphi angenommen, wie jetzt der Herr Pierre B...d annahm, dann sagte er, oder vielmehr er wollte sagen, denn er sperrte den Mund auf und verharrte eine ziemliche Weile in dieser spannenden Stellung.

Ich wagte kaum zu athmen.

Endlich sprach das Orakel.

Nach dem Urtheil, welches Sie über sich selbst gefällt, ist nichts in der Welt leichter, als Ihre Liebe zu gewinnen. Derjenige, welcher Sie in sich verliebt machen will, hat nichts Anderes nöthig, als — Ihnen zu gefallen.

Man kann sich wohl denken, wie fürchterlich ich auf diesen weisesten aller Orakelsprüche lachen mußte. Es währte eine geraume Weile, ehe ich ein Wort sprechen konnte. Natürlich war der Herr Pierre B...d über mein Benehmen sehr erstaunt, sogar empfindlich, denn er begriff es gar nicht, weshalb seine Antwort meine Lachmuskeln auf eine solche Weise erschüttert hatten.

Und wie man sein muß, um mir zu gefallen, darüber kann mir Ihre Kunst wohl keine Auskunft geben? sagte ich endlich.

Das ist die Sache Desjenigen, versetzte er, der Ihre Liebe sucht.

Nun gut, mein Herr, fuhr ich fort, ich sehe wohl ein, daß ich gegen Sie aufrichtig sein muß. Ich gestehe es Ihnen endlich, daß Sie mir sehr gefallen. — — —

Ich Ihnen? rief der Herr Pierre B...d, mit glänzenden Augen und ausgestreckten Armen.

Schon wollte mir der köstliche Ovid zu Füßen fallen.

Hören Sie nur — Sie gefallen mir außerordentlich, besser als mir je ein Mann gefallen hat. — —

O, ich Glücklichster der Sterblichen! rief der Unglückselige und umfaßte meine Knie.

Ach, Sie incommodiren sich auch gar zu sehr, rief ich lachend, Sie sollten mich doch erst vollständig aushören. Ich sage Ihnen, daß Sie mir sehr gefallen, aber daß ich mich dennoch niemals in Sie verlieben werde.

O, versuchen Sie es! versuchen Sie es! rief der Liebekünstler.

Ich wiederhole es Ihnen, daß es eine Unmöglichkeit für mich ist. Ich kann mich nun einmal nicht verlieben. Alle Ihre Kunst ist für mich umsonst vorhanden.

Wenn ich Ihnen gefalle, warum sollten Sie mich nicht lieben können?

Ja, das ist eben Sache Ihrer Kunst. Lösen Sie gefälligst dieses Räthsel, ich vermag es nicht. Ich kann Ihnen nur betheuern, daß ich Sie niemals lieben, aber daß Sie mir stets gefallen werden.

Herr Pierre B...d erhob sich endlich; da es ihm nicht gelingen wollte, mich von meinem Vorsatze abzubringen, verließ er mich mit der für ihn tröstlichen Bemerkung, daß er in seinem Werke über die Kunst zu lieben nachschlagen werde, um sich für diesen außerordentlichen Fall Rath zu holen.

Entweder hat Herr Pierre B...d darüber in seinem Buche nichts finden können, oder er hat es überhaupt für gerathener gehalten, bei anderen Damen die praktische Anwendung seiner Kunst zu versuchen, oder er war mit der Erweiterung seiner Theorie beschäftigt und hatte augenblicklich für die Praxis keinen Sinn, genug, er verschonte mich mit fernern Besuchen, und ich hatte einen Narren weniger unter der Zahl meiner Verehrer.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Ein Don Juan.

Nochmals die Gräfin M... — Graf P...s. — Ein merkwürdiges Duell. — Der Maler Jerome. — Eine Tragödie.

Nicht immer waren meine Liebhaber so harmloser Natur wie dieser Herr Pierre B...d, es gab Herren, welche von der fixen Idee, daß ich mich in sie ebenso verlieben müßte, wie sie in mich verliebt waren, sich nicht losreißen konnten. Bei diesen half kein Heilmittel. Gott weiß es, daß ich an den tragischen Schicksalen dieser Herren vollkommen unschuldig bin.

Es war unter diesen Männern besonders ein junger Graf P...s, dessen Geschick, obwohl er es ganz allein verschuldet, ich sehr bedaure. Ich muß diese traurige Geschichte erwähnen, weil sie mich mit einer Frau in Berührung brachte, deren Charakter ich glücklicher Weise kannte, und vor der ich mich zu hüten wußte.

Diese Frau war keine andere als die Gräfin M..., dieselbe, welche in der Geschichte der Schwester Amalie, der Nonne in dem Kloster zu Agra, eine so entsetzliche Rolle spielte.

Ich hatte diese Frau schon ganz vergessen, als mich der Zufall mit ihr zusammenführte.

Der Graf P...s war ein Mann von fünf und dreißig Jahren und aus einer der ersten französischen Familien.

Sein Großvater hatte unter dem Beile der Guillotine verbluten müssen. Sein Vater hatte die Feldzüge Napoleons mitgemacht und war ein intimer Freund des Marschalls Ney, der sich mit diesem für Napoleon, als er Elba verlassen hatte, erklärte, und sich dafür die dauernde Ungnade Ludwigs XVIII. und Karls X. zuzog. Ludwig Philipp gab der Familie ihre Ehren und Würden zurück, und der junge Graf P...s hatte sich der besonderen Freundschaft des Herzogs von Orleans zu erfreuen, dieses unglücklichen Königssohnes, welcher leider zu früh für sich, für seine Familie und für Frankreich gestorben ist.

Der Graf P...s war sanguinisch und leidenschaftlich im höchsten Grade. Er war ausschweifend in Allem und natürlich auch in der Liebe. Er wechselte öfter seine Geliebten, als diese ihre Toiletten. Die Damen durften sich hierüber freilich nicht beklagen, denn man brauchte den Grafen nur einmal zu hören, um einzusehen, wie lange seine Empfindungen für einen Gegenstand ausdauern würden.

Man hörte übrigens nicht, daß dieser moderne Don Juan seine Verhältnisse mit einem besondern Eclat brach. Heute diese, morgen jene, man war das an ihm gewohnt, und Paris, welches die Zeit seines galanten Heinrichs IV. und seiner Ludwige noch immer nicht vergessen hatte, Paris, welches noch heute die Galanterie als das erste gesellschaftliche Gesetz anerkennt und beobachtet, verzieh diesem Don Juan, wie so vielen andern Don Juans, an denen es zu jeder Zeit reich ist.

Man weiß nicht, ob der Graf P...s sich seine Geliebte immer suchte, ich glaube, es war nicht selten der Fall, daß er

auch von ihnen gesucht wurde, und auf diese Art soll er mit der Gräfin M... in ein näheres Verhältniß gekommen sein.

Ich glaube, wenn Einer, so muß P...s ein Mitglied jener geheimen Gesellschaft gewesen sein, deren Streben es zu sein schien, aus den Giftblumen dieser Erde den Honig zu saugen, und den Genuß zur Religion des Lebens zu machen, jener Gesellschaft, welche den entgegengesetzten Charakter der ascetischen Vereine des Mittelalters hatte, deren Religion der Tod im Leben war.

Daß diese Gesellschaft damals noch vorhanden war, muß ich indeß bezweifeln, ich habe wenigstens nichts davon in Erfahrung bringen können, übrigens währte mein Aufenthalt in Paris nicht lange, und meine Zeit war dergestalt in Anspruch genommen, daß ich mich um die Existenz dieser Gesellschaft wenig bekümmern konnte.

Die Anbeter, welche mir mißfielen, abzuwehren, denen, welche mir gefielen, Audienz zu geben, Paris kennen zu lernen, dazu reichte kaum meine Zeit aus.

Als der Graf P...s mir sein Herz anbot, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß er mit einer Frau in Verbindung stehe, deren Geschichte auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, und welche meine Landsmännin war.

Ich hatte nie den Wunsch, sie kennen zu lernen, aber das Schicksal erfüllte selten meine besseren Wünsche, mehr Glück hatte ich mit denjenigen, die der Laune, der Eitelkeit, dem Unverstande entsprangen.

Ich war zum zweiten Male aufgetreten, als mich der Graf P...s besuchte.

Seine Erscheinung imponirte. Er war ein schöner Mann, er hatte Geist, aber ohne ihn zu kennen, war ich doch bald im Stande, ein Urtheil über ihn zu fällen. Ich hatte nicht Lust,

seine Triumphe zu vermehren, den Wunsch seiner Leidenschaft zu befriedigen. Ich setzte seinem Feuer eine eisige Kälte entgegen, und entflammte ihn, ohne es zu wollen, um so mehr.

Der Graf P...s war nicht der Mann, der sich durch einen ersten Widerstand abschrecken ließ, er verfolgte mich überall, er schien nur für mich zu leben, er brach alle seine Verbindungen ab.

Aber die Gräfin M..., seine letzte Geliebte, war nicht die Frau, eine solche Verrätherei leicht hinzunehmen. Der Graf P...s hatte ihr ewige Liebe geschworen, und sie konnte es weder ihm noch mir verzeihen, daß diese Ewigkeit so bald ein Ende nahm.

Energisch, excentrisch, ungewöhnlich wie diese Frau war, beschloß sie, mich zu besuchen, und von mir ihr Herzenseigenthum zurückzufordern. Sie wußte, daß ich ihre Landsmännin sei, daß es mir an Anbetern nicht fehlte, sie hoffte von mir die Erfüllung ihres Wunsches daher mit der größten Leichtigkeit zu erlangen.

Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich diese Dame bei mir eintreten sah. Diese Frau, vor der ich einen tiefen Abscheu empfand, die ich aufrichtig haßte, obgleich sie mir nie etwas zu Leide gethan hatte.

Die Gräfin M... war keinesweges jung, aber sie war noch immer schön genug, um ihr Alter vergessen zu machen, dabei zeigte sie eine Gewandtheit und Ueberlegenheit, der sich Alles beugen zu müssen schien.

Auf meine Frage, welchem Umstande ich die Ehre ihres Besuches zu danken habe, antwortete sie mir ohne Umstände:

Sie haben mir meinen Geliebten entrissen, und ich komme, ihn von Ihnen zurückzufordern.

Ich konnte auf diese Forderung nur lachend antworten:

Behalten Sie in Gottes Namen Ihren Geliebten, ich mache nicht die geringsten Ansprüche auf ihn, im Gegentheil, seine Zudringlichkeit ist mir sehr lästig, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich davon befreiten.

Ich glaubte, diese Antwort hätte die Dame vollkommen zufriedenstellen und beruhigen müssen, aber sie nahm sie für Hohn hin.

Sie verließ mich drohend und zornig, und am anderen Tage erhielt ich eine — Herausforderung von ihr auf Pistolen, wie sie vorschlug, doch überließ sie mir die Wahl einer anderen Waffe.

Die Sache war mir neu. Zwei Damen sollten sich eines Mannes wegen duelliren, bis jetzt war es nur umgekehrt Sitte.

Ich hatte aber gar keine Lust, auf diese Zumuthung einzugehen und mich lächerlich zu machen, um so weniger, da der Graf P...s mir sehr gleichgültig war.

Dieser besuchte mich gerade an dem Tage, an welchem ich die Herausforderung erhielt. So gern ich auch wollte, ich konnte mich der Besuche des Grafen P...s nicht entwehren, ich hätte mich dann beständig einschließen müssen, und dazu hatte ich keine Lust.

Der Graf P...s war nicht weniger erstaunt, und fragte mich sehr ernsthaft, ob ich diese Herausforderung annehmen würde. Ich versetzte ihm, daß mir diese Sache sehr gleichgültig sei, und sagte ihm zugleich, daß er sehr Unrecht thue, eine Dame zu verlassen, die ihn so sehr zu lieben scheine.

Von Neuem bestürmte er mich mit Anträgen, von Neuem erklärt er mir in den feurigsten Ausdrücken seine Liebe, versicherte mir, daß er sterben müsse, wenn ich ihn nicht erhörte, ich antwortete ihm endlich, um mich von ihm zu befreien:

Aber mein Gott, verlangen Sie denn von mir, daß ich

einen Mann, den ich liebe, Ihretwegen, den ich nicht liebe, aufgeben soll?

Und wer ist der Glückliche, den Sie Ihr Herz geschenkt? fragte er mich mit gedämpfter Stimme.

Diese Frage, der Ton seiner Stimme verrieth mir, was in dem Innern dieses leidenschaftlichen Menschen vorging.

Er will sich gewiß mit seinem glücklicheren Nebenbuhler duelliren, dachte ich, und ich hatte nicht Lust, einen Unschuldigen in Gefahr zu bringen.

Ich versetzte also auf Gerathewohl:

Das kann Ihnen sehr gleichgültig sein, aber ich will ihn nennen. Er heißt Jerome.

Jerome? fragte der Graf, und schien zu erwarten, daß ich noch irgend etwas hinzufügen würde.

Ja, bloß Jerome. Er ist weder Graf, noch sonst etwas Außergewöhnliches, sondern ein einfacher Künstler, ein Maler.

Nachdem ich diese Erklärung gegeben hatte, verließ mich endlich der Graf. Ich theilte dem Vicomte diese Geschichte mit, welcher über meinen Einfall herzlich lachte, und sich nicht versagen konnte, sich seinerseits auch einen Spaß zu machen.

Er hatte mir nichts davon gesagt, sonst würde ich ihn jedenfalls zurückgehalten haben.

Er schrieb nämlich der Gräfin M..., daß ich das Duell, jedoch nur ohne Sekundantin, annehmen würde.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der unsinnige Mensch, in Damenkleider gehüllt, nach dem Kampfplatz. Er hatte sich sorgsam verschleiert, und die Gräfin war zu leidenschaftlich aufgeregt, um diese Verkappung zu erkennen.

Der Vicomte hatte den ersten Schuß, und er schoß in die Luft.

Die Gräfin, weit entfernt, diese Großmuth mit einer ähn-

lichen zu erwidern, schoß, scharf auf die Brust ihrer vermeintlichen Gegnerin zielend, und hatte das Glück, nicht zu treffen.

Gräfin, sagte nun der Vicomte, es war das erste Wort, welches er sprach, das Duell war ohne ein Wort von beiden Seiten vor sich gegangen, Sie sind ein Mann in Frauenkleidern, und Sie werden es gerecht finden, daß sich Ihnen ebenfalls ein Mann in Frauenkleidern gegenüberstellte. Es freut mich, daß diese Sache ohne irgend ein Unglück abgemacht ist.

Mit diesen Worten empfahl sich der Vicomte.

Sein Spaß hatte den Ingrimm dieser so gefährlichen Frau noch vermehrt und zugleich auch auf sich übergetragen.

Der Vicomte und ich, wir Beide waren nun der Gegenstand ihres Hasses, welcher, wie ich wußte, keine Grenzen kannte.

Der Graf P...s hatte indessen, wie ich später erfuhr, einen Brief an den Maler Herrn Jerome geschrieben und ihn ebenfalls zu einem Duell eingeladen. Der Brief wanderte von einem Briefträger zum andern, bis er endlich richtig in die Hand eines Malers Jerome kam.

So närrische Lustspiele macht oft der Zufall, welcher in der That der beste Dichter ist, ohne dessen Vermittelung kein Lustspiel, kein Drama, kein Roman geschrieben werden kann. Ueberall muß der Zufall die Hand im Spiele haben, und hat sie auch in der That.

Es gab also wirklich einen Maler Jerome, der natürlich den Grafen P...s für verrückt hielt, und ihn auslachte.

Dem Grafen P...s blieb nichts übrig, als seinen Nebenbuhler, der sich nicht schlagen wollte, von ganzer Seele zu verachten.

Ich glaube, er hätte sich damit begnügen können.

Aber der Graf P...s überlegte, was er thun sollte, um

das Leben, welches ihm bis jetzt so interessant war, abzuschütteln.

Noch einmal schrieb er mir einen Brief, und beschwor mich hoch und theuer, wenn ich seinen Tod nicht auf dem Gewissen haben wollte, ihn zu erhören.

Ich beantwortete sein Schreiben nicht. Ich war an dergleichen Redensarten gewöhnt.

Am andern Tage hatte sich Graf P...s eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ich war weit entfernt, mich deshalb zu beunruhigen, denn wenn ich auch die Veranlassung seines Todes war, so war ich doch jedenfalls die sehr unschuldige Veranlassung.

Nicht so dachte die Gräfin M...

Sie streute über mich die schändlichsten Gerüchte aus, sie that alles Mögliche, um mir zu schaden.

Ja, sogar der Plan, mich zu ermorden, lag ihr nicht fern.

Mag ihr der Himmel verzeihen, was sie mir damals Uebles zugefügt, und was sie überhaupt andern Menschen in ihrem Leben zugefügt hat. Die Welt ist bereits seit mehreren Jahren von diesem schönen Ungeheuer befreit.

Achtzigstes Kapitel.

Pariser Merkwürdigkeiten.

Père la Chaise. — Abailard und Heloise. — Das Pantheon. — Herzog Enghien. — Der Kammerherr Louis Philipps.

So angenehm mir auch Paris in vielfacher Beziehung war, so wurde es mir doch in der letzten Zeit so ziemlich verleidet. Auch mein Verhältniß mit dem Vicomte wurde ein wenig kühler. Dieser junge, geistreiche Mann war darüber ungehalten, daß ich auch andere Herren für geistreich hielt, und namentlich wurde er auf einen polnischen Emigranten eifersüchtig, dem ich allerdings vor allen meinen Anbetern den Vorzug gab. Der Emigrant war aus einer der angesehensten polnischen Familien, welche für die Befreiung Polens ihr Vermögen hingegeben hatte, und deren meiste Mitglieder in der Verbannung lebten. Wie alle diese Polen, so war auch mein Freund für sein Vaterland und besonders für Warschau begeistert, und da er meinen Entschluß, Paris zu verlassen, nicht zu ändern vermochte, suchte er mich für Warschau zu bestimmen.

Er malte mir diese Stadt so himmlisch schön aus, daß

ich endlich auf seinen Plan einging und Warschau zu besuchen beschloß.

Zuvor sah ich mich noch ein wenig in Paris um, und ich fand noch Dinge genug, die mich fesselten und im höchsten Grade interessirten, obwohl ich sie fast übergangen wäre.

So erfüllte es mich mit großer Rührung, die Grabstätte eines Paares, daß durch seine gegenseitige aufopfernde Liebe so berühmt geworden ist, auf dem **Père la Chaise**, nämlich die Grabstätte von Abailard und Heloise, zu sehen.

Da liegen diese beiden Unglücklichen, die im Leben zu trennen man sich so viel Mühe gegeben, so viele Unthaten begangen hat, nun schon seit mehr als sieben Jahrhunderte ungestört neben einander.

Sieben Jahrhunderte haben das Andenken dieses treuen Paares nicht verwischen können. Wer aber denkt noch an Diejenigen, welche sich gewaltsam zwischen zwei sich liebende Herzen drängten?

Dieser alte, geschichtliche Liebesroman ist so rührend, wie unsere modernen Liebesgeschichten, selbst wenn sie auch tragisch enden, sich lächerlich ausnehmen.

Der **Père la Chaise** ist ganz geeignet, uns mit den rührendsten Empfindungen zu erfüllen. Hier ruhen Bode, Massena, Ney, Talma und viele andere berühmte Männer, deren Schicksale, so bunt, so verschieden sie auch im Leben gewesen sein mögen, der Tod gleich gemacht hat. Man sieht hier auch viele kostbare Monumente unbekannter Personen, welche uns trotz aller Pracht kalt lassen, und uns höchstens sagen, daß darunter Leute ruhen, welche noch im Grabe mit ihrem ehemaligen Reichthum prunken wollen.

Das Pantheon, ein großartiges Gebäude, welches Delanver nicht mit Unrecht das „herrlichste aller modernen Bau-

werke" genannt hat, interessirte mich besonders deshalb, weil es die Grabstätten zweier der größten französischen Philosophen enthält, von denen man sagt, daß sie die erste Ursache der großen französischen Revolution waren, nämlich Rousseau's und Voltaire's. Rousseau's goldene Hand steckt eine goldene Fackel durch die Thüre seines Grabmals heraus, über welchem die Inschrift steht:

„Ici repose l'homme de la nature et de la verité."

Ich erinnerte mich, als ich diese Inschrift las, der berühmten Antwort Danton's, dieses großen und furchtbaren Charakters, welcher einen so großen Einfluß auf die erste französische Revolution übte.

Er versetzte bekanntlich in dem Verhöre, welches, wie das so vieler Tausenden, mit der Guillotine endigte:

„Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution, meine Wohnung wird bald das Nichts sein und mein Name wird fortleben im Pantheon der Geschichte."

In diesem steinernen Pantheon hat man ihm keinen Platz eingeräumt.

Ich möchte sagen, man kann in Paris keinen Schritt vorwärts thun, ohne an die gewaltigen Umwälzungen erinnert zu werden, welche diese merkwürdige Stadt so oft zum Schauplatz der größten Helden- und der blutigsten Schandthaten gemacht hat. Alle Revolutionen haben hier ihre unvertilgbare Spuren zurückgelassen, am unvertilgbarsten aber sind die, welche die Revolutionen dem Charakter des Volkes aufgeprägt haben. Welche übrigens auch die Zukunft dieses Landes sein werde, ich bin überzeugt, in keiner Epoche wird es ihm an wahrhaft großen Männern fehlen.

Das ist allerdings ein Trost.

Findet man noch ein Land, welches so reich an großen

Männern ist, wie Frankreich? Ich glaube nicht, daß sich in dieser Beziehung eine andere Nation mit der französischen messen kann. Namentlich an Kriegshelden hat Frankreich einen großen Ueberfluß. Die Napoleonische Periode allein hat eine unermeßliche Reihe Helden aufzuweisen. Ich glaube aber nicht, daß es zu Frankreichs Glücke ist, wenn die Zahl dieser Berühmtheiten die Berühmtheiten der Wissenschaft und der Kunst übersteigt.

Die geistigen Revolutionen sind heilsam und völkerbeglükkend, der Krieg zerstört die Frucht des Geistes und vernichtet seinen Segen. — Ich halte den Ruhm allein, ein großer Krieger gewesen zu sein, für einen sehr geringen Ruhm. Ein Mann der Wissenschaft und der Gedanken hat oft mehr für seine Nation, für die Welt gethan, als alle ihre Helden.

Dennoch hatte das Hotel der Invaliden etwas Rührendes für mich. Frankreich wird eine große Merkwürdigkeit weniger haben, wenn diese alten Helden, welche Schlachten geschlagen haben, gegen welche die alten classischen der römischen Legionen unter Julius Cäsar und der Griechen wahre Kinderspiele waren, ausgestorben sein werden. In wie verschiedenen Ländern liegen die fehlenden Körpertheile dieser verstümmelten Menschen, deren Abgott noch heute der todte Napoleon ist, wie es der lebende war.

Das Geschlecht der Invaliden selbst wird aber nicht sobald aussterben, da der Krieg in Algier immer neuen Zuschuß bringt. Wahrlich, wenn man dieses Haus der Verstümmelten sieht, welche alle im kräftigsten Mannesalter für das Leben unbrauchbar gemacht worden sind, dann schleicht sich unwillkührlich der Wunsch in unsere Seele: daß es der Menschheit gelänge, den Krieg, diesen in der That unmoralischen und ge-

waltsamen Haß, ebensowohl wie das Faustrecht, von der Erde zu vertilgen.

Paris mit allen seinen Wundern und Wunderlichkeiten ist so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß ich fürchte, nur zu wiederholen, wenn ich davon reden wollte, ich wende mich also wieder zu meiner kleinen Person und den Abenteuern, welche mir zustießen.

Ein alter, grauer Kammerherr Ludwig Philipps, welcher mir den Hof machte, wie ein Jüngling, forderte mich auf, mit ihm das Schloß Vincennes zu besuchen.

Ich empfand einen geheimen Schauder bei Nennung dieses Schlosses, dessen Castellan einst der Teufel gewesen. Es war nämlich Olivier der Teufel, der Barbier Ludwigs XI., welchen dieser seltsamste der Könige mit dieser Würde bekleidet hatte. Der Barbier und der Arzt waren bekanntlich diejenigen seiner Unterthanen, welche er am meisten haßte oder fürchtete, weil sie am wenigsten zu entbehren waren, und gleichwohl das Leben des todesfurchtsamen Monarchen beständig in ihren Händen hatten.

In einer sehr feierlichen Stimmung betrat der alte Kammerherr das Schloß. Als ein Anhänger der Bourbonen mußte ihm das Herz bei der Erinnerung bluten, daß hier einer seiner edelsten Sprossen gewaltsam das junge Leben ausgehaucht hatte. Auch ein Blutfleck in der Geschichte Napoleons, welcher sich wahrlich über seine Gefangenschaft auf St. Helena nicht beklagen durfte.

Auf dem engen Vorplatze zeigte mir der Kammerherr das kleine Gemach, welches der Herzog von Enghien während seines so kurzen Aufenthaltes bewohnte. Auf der linken Seite war ein größeres Zimmer, in welchem die Verurtheilung über ihn ausgesprochen worden war. Dieses Gemach bot einen

ungemein düstern und ergreifenden Anblick dar. Das Tageslicht war gänzlich ausgeschlossen und Alles wie für ein Leichenbegängniß eingerichtet. Es war Tag und Nacht von einer Ampel erhellt, die von der Mitte der Decke herabhing. Die Wände waren mit weißem, schwarz eingefaßten Tuche decorirt. Eine Ottomane befand sich längst der Wand. In der Mitte stand ein Todtengerüst mit einem goldgestickten sammtnen Behange und dem Wappen und Siegeszeichen des Hauses Condé. Darunter stand ein kleiner Sarg verborgen, welcher die Ueberreste des Herzogs von Enghien enthielt. Daneben lag ein Stein, auf welchem das Haupt des unglücklichen Prinzen gefallen sein soll.

Etwas tiefer, im Hintergrunde des Trauergemaches, hing ein massives silbernes Kreuz. Ihm zur Seite brannten in großen silbernen Armleuchtern zwölf große Wachskerzen. Zur Rechten stand ein Altar, ein Cruzifix und sonst noch einige heilige Gefäße, welche die katholischen Ceremonien vorschrieben. Täglich ward hier eine Messe für die Seele des Verstorbenen gelesen.

Ich traf an diesem traurigen Orte mit einer Dame zusammen, die mir nicht unbekannt war. Sie erkannte mich ebenfalls sogleich und begrüßte mich mit Herzlichkeit. Es war eine gewisse Madame D...g. Sie erschöpfte sich in Lobeserhebungen über meine unübertreffliche Tanzfertigkeit, über mein vorzügliches Spiel, und gestand mir, daß es ihr unmöglich sei, eine meiner Vorstellungen zu versäumen.

Ich konnte nicht umhin, ihrer Einladung, in ihren Wagen zu steigen, Folge zu leisten. Der alte Kammerherr und der besternte Begleiter der Madame D...g stiegen dafür in den meinigen, und ich war weit entfernt, die Absichtlichkeit einer so großen Artigkeit zu ahnen.

Als wir im Wagen saßen, wurde die Dame ungemein vertraut.

Meine Theure, sagte sie, ich habe einen recht hübschen jungen Mann, das ist wahr, aber er ist sehr unbeständig und giebt mir ein böses Beispiel. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß der Mann die Ehe eben so heilig wie die Frau halten muß, daß er sich durchaus nicht mehr als diese herausnehmen darf, und daß er keinen Anspruch auf eine größere eheliche Treue von Seiten seiner Frau hat, als er gegen diese selbst bewährt?

Allerdings, versetzte ich, ich bin vollkommen Ihrer Meinung, eine Ehe, in welcher der eine dem andern Theil nicht gegenseitige Rechte und Pflichten zuerkennt, ist keine Ehe, und beide Theile thun gut, sie aufzulösen.

Sie sehen wohl ein, entgegnete Madame D . . . g, daß sich das nicht immer gut machen läßt.

O, ich dächte, das ließe sich sehr gut machen, und es wäre, wenn es immer geschähe, offenbar ein großer Gewinn für das weibliche Geschlecht.

Wie so meinen Sie das?

Ich finde es nicht recht, wenn die Frauen, wenn sie der Untreue ihrer Männer gewiß sind, dennoch aus falscher Schaam oder aus der eigensüchtigen und feigen Absicht in der Ehe mit ihnen verharren, um unter den Fittigen des Namens ihres Mannes, d. h. unter dem schützenden und verdeckenden Titel „Frau" ihre eigenen Treulosigkeiten und Verräthereien, zu denen sie sich durch das Beispiel ihres Mannes berechtigt glauben, zu verbergen.

Madame D . . . g sah mich mit großen Augen an, als ich so sprach.

Sie tadeln es, entgegnete sie, wenn eine Frau neben ihrem treulosen Gemahl noch andere Liebhaber hat?

Allerdings, so lange sie noch mit diesem treulosen Gemahle zusammenlebt. Wenn sie sich von diesem trennt, und es rund heraus erklärt: ich habe die Neigung und glaube auch das Recht zu haben, mir einen Liebhaber zu wählen, wie der Mann seine Geliebten und den Spott und das hämische Gerede der Frauen nicht scheut, die heimlich thun, wozu sie sich offen bekennt, so finde ich dies allein einer Frau würdig, welche mit dem Manne gleiche Rechte beansprucht.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung, versetzte Madame D...g, ich gestehe Ihnen ganz offenherzig, daß ich mehrere Anbeter habe und mich sehr wohl dabei befinde, denn ich finde nicht alle wünschenswerthen Eigenschaften bei Einem Manne, aber doch bei jedem eine oder einige, und setze mir auf diese oder jene Weise aus vielen mangelhaften Anbetern einen ganz vorzüglichen zusammen. Sie werden mir zugeben, daß dieses höchst interessant und unterhaltend ist, und daß ich auf diese Weise meinen eignen Gemahl mit in den Kreis meiner Anbeter ziehe, und mir gerade das an ihm gefallen lasse, was mir eben gefällt.

Diese Theorie, aus einem Manne einen Liebhaber zu machen, ist in der That eine ganz neue, rief ich lachend.

Gehen Sie, versetzte Madame D...g, wie sollte Ihnen dergleichen neu sein? — Ich bin vielmehr überzeugt, daß ich recht viel von Ihnen lernen kann, und ich gestehe, daß ich Lust habe, Ihre Schülerin zu werden. Bitte, erzählen Sie mir doch einige interessante Momente aus Ihrem Leben, aber vor allen Dingen sagen Sie mir, wie viele Anbeter Sie augenblicklich haben.

So viele Sie wollen.

So viele ich will?

Ja — denn wenn ich den Versicherungen des Herrn von A... glauben kann, liegt, wenn ich will, die ganze Pariser Männerwelt zu meinen Füßen.

Der Herr von A... war eben kein Anderer, als der alte Graukopf von Kammerherr, welcher mich nach Vincennes geführt und nun ganz unschuldig mit Madame D...g's Begleiter in meinem Wagen saß, während er diese für sich handeln lassen wollte, denn ich wußte bald, daß Madame D...g des Herrn von A... Freundin und das Zusammentreffen mit ihr in Vincennes kein zufälliges, sondern mit dem alten Kammerherrn zuvor verabredet war.

Mein Gott, dann müßten sich ja auch meine Anbeter darunter befinden, rief Madame D...g mit einem sehr komischen Entsetzen.

Das ist höchst wahrscheinlich, versetzte ich, doch seien Sie versichert, daß ich bei der großen Auswahl, die mir zu Gebote steht, Sie der Ihren nicht berauben werde.

Und doch haben Sie das schon gethan, sagte die Dame lächelnd.

Schon? Ich glaube, wenn Sie es nicht übel nehmen, das ist ein großer Irrthum von Ihrer Seite.

Durchaus nicht so groß, wie Sie meinen. Der Herr von A..., mit dem Sie nach Vincennes gefahren sind, war ein sehr eifriger Verehrer von mir.

Der Herr von A...? Ein Graukopf und ein Don Juan! Das ist sonderbar. Ich muß Ihnen aber offen erklären, daß Sie gar keine Veranlassung zur Eifersucht haben. Ich liebe es nicht, mit Großvätern Romane zu spielen.

Madame D...g zeigte mir, daß sie auch in der That nicht die geringste Eifersucht hatte, sie fing vielmehr für den

alten Kammerherrn bei mir förmlich zu werben an. Natürlich lachte ich sie aus, und erklärte ihr ganz einfach, daß mir diese Art, die Liebe einer Frau zu erlangen, sehr verächtlich erscheine.

Wir schieden am Ziele unserer Fahrt zwar äußerlich höflich, aber ich glaube, daß die gute Madame D...g es jetzt sehr gut über sich gewinnen konnte, bei meinen Vorstellungen auszubleiben. Der alte Kammerherr hat mich nicht weiter besucht, und es war vielleicht beiden sehr lieb, daß ich einige Tage nach diesem Zusammentreffen Paris verließ, nicht ohne gegen meine Freunde die Hoffnung auszusprechen, sehr bald dahin zurückzukehren.

Einundachtzigstes Kapitel.

Mein Portrait.

Warschau. — Journalisten-Unsinn. — Das Strumpfband. — Ein Schloß belagert von — Anbetern.

Mein Ziel, als ich Paris verlassen hatte, war Warschau.

Der Emigrant, mit welchem ich in Paris in bestem Einvernehmen stand, so daß mein guter Vicomte mir deshalb böse wurde, hatte mir so viel von seinem Warschau erzählt, daß ich ihm endlich das Versprechen gab, diese Stadt vor allen andern Städten zu besuchen.

Ich hatte in Paris viel, unendlich viel gelernt, und ich muß von mir sagen, daß ich erst jetzt in die Mysterien des Künstlerlebens vollkommen eingeweiht war.

Ich trat in Warschau mit einer Sicherheit auf, daß ich erstaunt über mich selbst war.

Ich war endlich wieder ganz in meinem Elemente.

Von meinem Aufenthalte in Warschau an begann ich eigentlich erst Carriere zu machen. Neben dem Weibe glänzte auch die Künstlerin, beides war von jetzt an unzertrennlich.

Ich habe Warschau allerdings nicht ganz so gefunden, wie es mir mein Freund in Paris darstellte.

Ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren hatte diese Stadt sehr verwandelt.

Noch litt sie gewaltig unter der Ungnade des mächtigen Kaisers von Rußland, welcher der Stadt das Jahr 1831 nicht verzeihen konnte.

Aber der polnische Charakter ist wie der französische, und Warschau ist eben so veränderlich und lebenslustig wie Paris.

Ich hatte mich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen und ward für die französische Oper engagirt.

Bald war ich das Tagesgespräch der ganzen Stadt.

Die Journale, welche in Warschau sich gar nicht mit Politik beschäftigen dürfen, füllten ihre Spalten mit meiner geringen Person aus.

Erst in Warschau, es klingt sonderbar, in Warschau, wo die Presse Sklavin ist, lernte ich die Macht des Journalismus kennen und erkannte die Nothwendigkeit seiner Protection für eine Künstlerin.

Es ist wahr, diese Journale verbreiteten die albernsten Lügen über meine Person, sie erzählten Dinge von mir, die ich selbst nicht wußte, sie gaben mir ganz nach ihrem Gutbefinden eine Herkunft, einen Vater, eine Mutter, sie machten zu meinem begünstigten Liebhaber, wen sie wollten, und den ich nicht einmal den Namen nach kannte, und gerade durch diese Lügen kam ich in Aller Mund, und da man auf die Moralität einer Künstlerin ein nicht so großes Gewicht legt, so gewährten mir diese Lügen allerdings oft mehr Vortheil als Nachtheil.

So schrieb unter Anderm ein Blatt von mir:

„Der Champagner wurde aus ihren Schuhen getrunken, welche sie eben ausgezogen hatte, und hätte sie Jedem, der sie um eine Locke bat, auch nur den tausendsten

Theil eines Haares gegeben, so wären alle ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen Anderer und sie ihrer herrlichen Kopfzierde völlig beraubt. Aber komisch ist das Mittel, zu welchem diese ausgezeichnete und merkwürdige Dame ihre Zuflucht nahm, um sich vor dem Andrange ihrer zahllosen Anbeter zu retten, welche ihre Wohnung förmlich belagerten. Sie soll nämlich mit eigener Hand einen Tarif der Gunstbezeigungen, welche eine galante Dame zu gewähren hat, selbst ausgefertigt und an die Thüre ihrer Wohnung haben anschlagen lassen. Nach diesem Tarif ist die Taxe für einen Kuß auf den Mund tausend Franken, auf die Augen fünfhundert Franken, ein Handkuß hundert Franken. Außerdem bestehen eine Menge geheimer Preisbedingungen für andere Dinge."

Was soll man von einem Journalisten sagen, welcher dergleichen albernes Zeug schreibt, und von einem Publikum, welches sich dergleichen gläubig erzählen läßt? — Ich habe es schon oft genug gesagt und bewiesen, in welche Thorheiten das starke Geschlecht verfallen kann und welche thörichte Abgötterei oft mit dem Künstlerruhm getrieben wird. Daß es die Damen in Bezug auf die Männer nicht besser machen, versteht sich von selbst, und der Herr Franz Liszt, dieser Napoleon auf dem Piano, mit welchem ich eine Zeit lang zu reisen das Glück hatte, hat mir hiervon merkwürdige Dinge, namentlich von den Berliner Damen, erzählt. Ich werde hierauf seiner Zeit zurückkommen. Dafür aber gehören wir Damen zu dem schwachen Geschlecht, und ich glaube solche Dinge sind uns deshalb nicht halb so hoch anzurechnen. Diese Thorheiten fallen dem starken Geschlechte weit mehr zur Last. Aber so kolossal sie auch sind, und namentlich in Bezug auf mich auch

stets waren, so weit gingen sie denn doch nicht, wie jenes Journal zu schreiben oder vielmehr zu lügen die Gewogenheit hatte. Was das Letztere, den Tarif, anbetrifft, so geht das über die Narrheit hinaus. Allerdings hätte ich vielen Herren einen Gefallen damit gethan, wenn ich eine Taxe meiner Liebe festgesetzt hätte, denn so sehr die reichen Leute den Communismus scheuen, so sehr gern sehen sie es, wenn eine schöne Frau zur Commune würde. Keine Ausgabe, keine Steuer wird ihnen dann zu viel. Sie freuen sich um so mehr, je höher sie abgeschätzt werden, und sie haben eine wahre Wuth, ihre Auflagen so zeitig als irgend möglich zu entrichten. Allerdings strömten mir sowohl in Warschau, wie in London und Paris die Anbeter zu, aber meine Leser kennen bereits meine Methode, mich Derjenigen zu entledigen, die zudringlich und lästig wurden. — Ich habe mich nie zum Privilegium der Vermögenden gemacht, ich habe stets die wahre und aufrichtige Huldigung derer aufgenommen, die mir gefielen. Der Geist spielte bei mir stets die erste Rolle, und der Herr, der sich durch diesen treuesten und zuverlässigsten Diener bei mir anmelden ließ, dem öffnete sich meine Thüre sicher immer zuerst.

Wie überall, so verbreitete auch in Warschau mein zwangloses, keckes Auftreten eine Menge irriger und einfältiger Ansichten über meinen Charakter und meine Lebensweise. Welch einen Spektakel machte man in der Stadt über einen Einfall, welcher eben nichts weiter als ein solcher, als ein Kind der Laune war. Es war mir bei meinem ersten Debüt ein Strumpfband während des Tanzes abgefallen. Ich hob es auf und warf es unter die Herren auf's Parterre. Damit, glaubte ich, würde die Sache abgemacht sein. Aber die Herren balgten sich darum, gerade wie die Kinder, denen man Geld oder sonst etwas zum Aufgreifen zuwirft, und viele Herren waren in der

That so närrisch, mich um ein Strumpfband zu bitten. Das geschah nicht selten auch bei offener Tafel, und da ich nicht mehr als zwei von diesen Bändern trug, und doch unmöglich stets einen großen Vorrath für Zufälle bei mir tragen konnte, so kam mein Strumpfband in Atome zerlegt in den Besitz sämmtlicher männlicher Tafelgenossen.

Aber es ist nicht wahr, daß die Herren Champagner aus meinen Schuhen getrunken haben. Höchstens haben sie mich öfter für einen Papst in Weiberkleidern gehalten — wie bekanntlich wirklich einmal eine Frau als heiliger Vater auf dem päpstlichen Throne saß — und meine Pantoffel geküßt.

Aber wie vielen Frauen passirt das nicht?

Eine andere Zeitschrift in Warschau — das vorhergehende Citat stand, so viel ich mich entsinne, in einem Petersburger Blatte — schrieb folgenden Bericht von mir:

„Die Tänzerin Lola Montez besitzt von dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter für jede vollendete weibliche Schönheit erforderlich hält, alle — bis auf eine einzige. Sechsundzwanzig Eigenschaften der höchsten körperlichen Schönheit besitzt sie im vollkommensten Grade, und was die siebenundzwanzigste betrifft, so ist eben der Mangel dieser, nach meiner Meinung und sicher auch nach der meiner Leser, die Krone ihrer Schönheit.

Der spanische Dichter zählt nämlich folgende 27 Reize und Schönheiten auf:

Drei weiße: die Haut, die Zähne und die Hände.

Drei schwarze: die Augen, die Augenwimpern und die Augenbraunen.

Drei rothe: die Lippen, die Wangen und die Nägel.

Drei lange: die Taille, die Haare und die Hände.

Drei kurze: die Zähne, die Ohren und die Beine.

Drei große: der Busen, die Stirne und der Raum zwischen den beiden Augenbraunen.

Drei schmale: die Taille, die Hände und die Füße.

Drei weiche: die Finger, die Haare und die Lippen.

Diese Reize alle besitzt die Dame Lola in dem schönsten Verhältnisse, die Farbe der Augen allein ausgenommen, welche bei ihr nicht schwarz, sondern blau ist.

Seidenweiche Haare, mit dem Glanzgefieder der Raben wetteifernd, fallen in üppiger Fülle auf ihren Nacken hinab. Ihr schönes, feines Antlitz ruht auf einem schlanken, zarten Halse, dessen blendende Weiße den Schwanenflaum beschämt.

Wie soll ich nun weiter Lola's Busen schildern, da schon ihre andern Reize mich um Worte verlegen machen?

Um nicht hinter der Wahrheit zu bleiben, die auszudrücken meine Feder zu schwach ist, muß ich mich einer anderen bedienen. Ich beziehe mich nämlich auf die schönen Verse des Marino, welcher im achten Gesange des Adone, welcher den Titel „I trastulli“ führt, von der Liebesgöttin sagt:

„Vedeansi accesse entro le gianci belle
Dolci fiumme di rose e di rubini,
E nel ben sen per entro un mar di latte
Tremolando nutar due poma intatte.“*)

---

*) Auf den schönen Wangen glühten
Rosen= und Rubinen=Flammen,
Und im Busen, einem Milchmeer,
Zitternd zwei der Aepfel schwammen.

Lola's Füßchen halten genau die Mitte zwischen den feinsten Pariser- und Chinesen-Damenfüßen. Die feinen zierlichen Waden scheinen die beiden untersten Stufen einer Jacobsleiter zu sein, die zum Himmel und sogar zum siebenten Himmel führt. Ihre ganze Gestalt glich gestern Abend der Venus zu Knidus, jenem unsterblichen Meisterstücke des Praxiteles, der ganz Griechenland mit seinem Ruhme erfüllte.

Die höchste von allen Schönheiten Lola's habe ich dem letzten Pinselstriche an meinem Porträte der gefeierten Tänzerin vorbehalten. Als Gott den ersten Menschen erschaffen und ihm zuletzt seine unsterbliche Seele eingehaucht hatte, da schlug er die Augen auf, und deshalb nehme ich an, daß die Seele in den Augen wohnt.

So viel ich noch aus dem Studium der Botanik, welches ich in meiner Jugend doch ohne sehr großen Ernst getrieben habe, mich erinnere, da ich nur jene Blume kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen zieren und woraus sie ihre Bilder entlehnen, haben wir sechszehn verschiedene Arten von Vergißmeinnicht. Denken Sie sich nun in Lola's blauen Augen die wechselnde Anmuth der sechszehn einzelnen Arten in einen Strahlenpunkt verschmolzen, und diese beiden Gestirne am Himmel der Liebe, welche Petrarka an seiner Laura einst so unübertrefflich besungen hat, von dem bezaubernden Liebreize eines überaus gebildeten Geistes beseelt, so würde man leicht begreifen, daß diese Dame überall Siegerin sein muß, wohin ihre magischen Blicke dringen."

Der gute Mann hatte wahrlich die Anatomie irgend einer antiken Venus noch mehr, als die Botanik studiert, um sie gelegentlich

bei Recensionen über Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen zu benutzen. Wahrlich, man hätte glauben sollen, daß solche Ueberschwenglichkeiten, über die jeder unbefangene Leser lächeln muß, die Herren abhalten müßte, eine Dame zu bestürmen, die unmöglich solche überspannte Schilderungen, die von Frankreich, Griechenland, Spanien, China und Gott weiß von welchen Ländern mehr entlehnt waren, rechtfertigen konnte. Ich bin wenigstens nicht eitel genug, um dieses zu glauben.

Aber ich muß es sagen, daß ich mich in der That der Anzahl von Anbetern, welche mich in Warschau umlagerten, nicht entwehren konnte. Personen aller Stände, und eben nicht die wenigsten aus den höheren und höchsten, besuchten mich. Ich hätte mich vertausendfältigen müssen, um allen den einfältigen Schmeicheleien und Anträgen, mit denen ich überschüttet wurde, Gehör zu geben. Ich wurde in den Zeitungen und in Privatbriefen in Billetten, in Reimen und Prosa wahrhaft vergöttert.

Ich habe auch in Warschau, ebensowohl wie in London und Paris, eingebildete Narren gefunden, welche glaubten, daß sie sich mir nur zu zeigen brauchten, um ihres Sieges sicher zu sein. Oft war es der Dünkel, oft der große Name, oft das Aeußere, worauf sich das Vertrauen zu ihrem gewissen Siege stützte, aber wie überall habe ich auch in Warschau diese Thoren eines Andern belehrt.

Diese Diplomaten, welche oft so diabolisch schlau ihre Berechnungen machen, bei denen sie freilich die Querstriche, welche ihnen Andere als menschliche oder vielmehr diplomatische Mächte machen, übersehen, waren zuweilen sehr linkisch, wenn es galt, ein weibliches Herz zu erobern, das sich keiner andern Macht beugen wollte, als der — wahrer Liebe.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Ein Opfer.

Der Graf O...y. — Der Anfang eines wirklichen Romans. — Platonische Liebe und Freundschaft. — Das Zimmer einer Tänzerin.

Mein Freund, der polnische Emigrant in Paris, hatte mir ein Schreiben an einen seiner jüngsten Freunde, dem Grafen O...y in Warschau, mitgegeben.

Die Familie O...y war eine der angesehensten, ältesten und stolzesten polnischen Familien, welche große Güter und Reichthümer besaß.

Der junge Graf war der einzige Sohn, schön, liebenswürdig und geistreich.

Schon das erste Mal, als ich ihn sah, fielen mir die Worte der Madame B...s ein, daß sie nur diejenigen Ihrer Anbeter begünstigte, welche geistreich, schön und reich waren.

Ich hatte mir damals nicht vorgenommen, es ihr gleich zu machen, denn wäre es nicht thöricht, sich vorzunehmen, schöne Dinge stets für wirklich schön zu halten?

Ich dachte, es kommt ganz von selbst, daß ein Weib einen solchen Mann, der allen Ansprüchen eines geläuterten Ge-

schmacks, eines gebildeten Geistes und eines glühenden Herzens entspricht, lieben muß.

Von allen meinen Anbetern kam Keiner dem jungen Grafen Alexander O...y gleich.

Er wurde von Allen, die ihn kannten, vergöttert, und er würde vielleicht stets sehr glücklich gewesen sein — ohne mich.

Aber es ist dennoch nicht meine Schuld, daß er so tragisch geendet hat. Ich habe den Unglücklichen aufrichtig betrauert und ich weihe ihm noch heute eine Thräne der Erinnerung.

Es war einer meiner schönsten Abende, an welchem ich in Warschau meine dritte Vorstellung gab. Wie am ersten Abende herrschte eine feierliche, erwartungsvolle Stille, ehe ich auftrat. Mit einem rauschenden Beifallssturme, der nicht enden wollte, wurde ich empfangen. Ich wurde mit Kränzen und Sträußen, die zum großen Theil sehr werthvoll mit künstlichen goldenen und silbernen Blättern und von goldenen Ringen gehalten waren, überschüttet. Ich ließ diese Huldigungszeichen, wie gewöhnlich, in einem Körbchen auffammeln und mir nachtragen, und amüsirte mich dann zu Hause, sie näher zu mustern und die Gedichte zu lesen, welche sich oft fein zusammengerollt zwischen den Blumen befanden.

Aber an diesem Abende hatte ich keinen Sinn für alle diese schmeichelhaften, zuweilen witzigen und sehr oft albernen Dingen. Ich sah, daß der Graf O...y noch vor Beendigung des Ballets seine Loge verließ, und vermuthete, daß er sich zu mir begeben würde, um mich in meiner Wohnung zu erwarten.

Als die alte Frau, welche mich bediente, meinen Wagen heranrollen hörte, kam sie mir entgegen und brachte mir die Meldung, daß der junge Graf O...y schon seit länger als einer halben Stunde meiner harre.

Auf meinen seidenen Schuhen trat ich so leise in's Zimmer, daß der junge Graf, welcher träumend der Länge nach auf der Ottomane lag, mich nicht hörte. Er spielte mit einem rosafarbigen seidenen Strumpfe und einem Paar zusammengerollten Schuhen, küßte Beides so inbrünstig feierlich, wie ein Gebetbuch, und nannte meinen Namen.

In diesem Momente stand ich vor ihm wie eine vom Himmel herabgefallene Fee. Ich hatte den Mantel abgeworfen und stand da in meinem kurzen leichten schimmernden gold- und silberdurchwirkten weißen Gewande.

Sie hier? Ich habe es wohl vermuthet, als ich Sie Ihre Loge verlassen sah. Aber was machen Sie in dieser Einsamkeit, mein guter Freund, die Zeit ist Ihnen gewiß recht lang geworden?

Lang geworden, meine schöne Lola? rief der Graf, mich mit seinen Blicken verschlingend, hier in Ihrem Zimmer, wo mich tausend reizende Dinge, tausend niedliche Kleinigkeiten, wo mich Alles an Sie erinnert?

Und an meine unordentliche Wirthschaft, wandte ich lächelnd ein, denn es sah in der That sehr romantisch-unordentlich bei mir aus.

Die Stühle lagen vollgepackt mit Gegenständen aller Art. Hier stand eine lange Pappschachtel mit Schminktöpfchen und eine röthlich gefärbte Hasenpfote lag daneben, eine Büchse mit aromatischem Puder war auf den Teppich gefallen und halb umgestürzt wurde sie von seidenen Schminklappen begraben. Unterröckchen und farbige Mieder hingen und lagen an den reich in Grün- und Gold-Velour tapezierten Wänden. Von der Seite des drapirten Nipptischchens flatterten ein Dutzend schöne Gürtelbänder herab. Offenstehende Kästchen ließen den Glanz von zahllosen goldenen Ringen, Schnallen, Brochen,

Ketten, Armbändern und Nadeln ausströmen. Geöffnete Etuis mit reichen Diademen, Schlössern, Ohrgehängen, Halsbändern und noch anderen Schmuck bedeckten den übrigen Raum, und eine Fluth der schönsten Pariser Rosen, Maiblumen und hundert anderer Kinder des Lenzes, bald zu Kränzen, Kronen und Guirlanden vereint, bald zerstreut, mit kunstvollen Gold- und Silberblättern umringt, bedeckten im schönsten Farbenspiel den Tisch. Dabei standen mehrere große Karton's, deren Deckel, bunt zusammen und übereinander geworfen, ein Gewirr von reichen Kleidern, köstlichen Stickereien, Kragen und Taschentüchern, und die ganze zahllose Abwechslung im Putze einer eleganten Dame zur Schau legten. Ueber die Lehne des Sopha's hingen mehrere rosagefärbte Seidentricots, blendend weiße, weite Röckchen waren darüber geschlagen, ein Haufen weißer und rother Seidenstrümpfe füllte die Ecke, und in der andern lagen mehr als zwanzig Paar feiner Seidenschuhe, um die dünnen Sohlen zusammengerollt und mit den leichten Bändern zusammengeknüpft.

Vor dem Grafen O...y stand ein gedecktes Tischchen mit einem zierlichen Geschirr vom feinsten Porzellan à vermeille, einem silbernen, vergoldeten Besteck, einem silbernen, reich verzierten Becher und einem silbernen Armleuchter, auf welchem drei Wachskerzen flammten.

So sah mein Zimmer aus, romantisch wie das einer allgebietenden Theaterprinzessin; und wahrlich, es kam nur auf meinen Willen an, um alle Schätze Europa's und Indiens in meinem Gemache aufgehäuft zu sehen. Wo sollte ich, die unstäte, wandernde Künstlerin, mit allen diesen schönen Sachen bleiben, die von Ort zu Ort zu bringen ich eines ganzen Hauses bedurft hätte?

Ich streifte jetzt meine Theatergarderobe ab und schlüpfte

in einen gemächlichen Hausrock, so nahm ich an der Seite meines Freundes Platz.

Der Graf O...y war ungemein zärtlich. Er lös'te die Nadeln, welche mein Haar hielten, und amüsirte sich damit, meine lange Flechten niederfallen zu lassen.

Ich entwand mich seinen verliebten Spielereien und war mit einer Pirouette bei meinem Körbchen, dessen Inhalt ich untersuchte.

Lola, rief der Graf mit einem leisen Vorwurf, können diese Dinge, können diese, wenn auch noch so reichen Geschenke, Werth für Sie haben? — Können Sie mich ihretwegen auch nur einen Augenblick vergessen?

O, lassen Sie mich doch, mein Freund, die Thorheiten, die ich nach meinen Vorstellungen in meinem Körbchen finde, ergötzen mich außerordentlich. Warum soll ich die Geschenke reicher Narren zurückweisen, die ich so ungemein billig eintausche. Genügt nicht ein Lächeln, oft das Hinreichen einer Fingerspitze, oft ein Wort, ein Blick, ein Kuß höchstens auf meinem Arme? Haben mich alle diese Schätze, welche Sie hier sehen, mehr gekostet? Würde ich je mehr darum geben?

Mit diesen Worten begann ich mein Körbchen zu untersuchen. Das Erste, welches mir in die Hände fiel, war ein köstlich gearbeiteter goldner, mit werthvollen Steinen besetzter Vergißmeinnichtstrauß.

Lola, sagte der Graf, indem er zu mir hintrat, mir das Körbchen aus den Händen nahm und mich wieder zu sich aufs Sopha zog, machen Sie es denn anders mit mir, als mit allen Andern? — Jenen bewilligen Sie ein Lächeln, eine Fingerspitze, und was gestatten Sie mir? Mir, den Sie Ihren lieben, Ihren besten, Ihren einzigen Freund nennen? Lassen Sie mich nicht vergebens schmachten, und ist etwas Anderes

als ein Lächeln, ein Händedruck, die Antwort auf meine heißen glühenden Empfindungen?

Mein lieber Freund, sagte ich lächelnd, lassen Sie mich immerhin bei meiner Handlungsweise verharren. Ich liebe Sie, ich habe Ihnen das oft genug gesagt, was wollen Sie mehr?

Sie lieben mich? rief der Graf. Besteht denn eine wahrhafte Liebe in der Versicherung? Die platonische Liebe ist eine Sage, ein Mährchen, ich glaube nicht daran.

Ich weiß wohl, daß es Euch Männern recht schwer wird, an eine platonische Liebe zu glauben, versetzte ich. Ihr sucht in der Liebe die Befriedigung des Sinnlichen, den Genuß, Ihr könnt nicht glücklich sein, Ihr wähnt Euch nicht am Ziele ohne ihn. Ihr macht aus der Liebe eine Thorheit, die zum Laster und zur Gemeinheit führt.

Aber wie soll ich Sie denn lieben, theure Lola? fragte der Graf, indem er mich umschlang und an seinen pochenden Busen preßte, soll ich Sie lieben, wie ein Freund? — Sagen Sie mir doch, eigensinniges, launenhaftes Kind, wie Sie selbst das anfangen wollen?

Wie ich es angefangen habe, mein Freund, versetzte ich. Ich küsse Sie, ich herze Sie, ich fühle mich glücklich, wenn mein Haupt auf Ihrem Schooße ruht, glücklich, wenn mein Herz an Ihrem Herzen pocht, ich liebe Sie, Sie mich, ist das nicht genug?

Der Graf sah mich mit seinem großen Feuerauge düster an, dann sagte er seufzend:

Was werden Sie noch aus mir machen, Lola, aus mir, dem keine Opfer für Sie zu groß sein werden!

Kein Opfer zu groß? rief ich. Und welche Opfer würden Sie groß nennen, mein lieber Alexander?

Fordern Sie! Fordern Sie! rief er leidenschaftlich, wie ehemals der Prinz von Kaboul.

Ich fordere die Ehe! versetzte ich.

Die Ehe? rief der Graf erstaunt. Sind Sie nicht eine Verächterin der Ehe?

Ich habe Ihnen niemals gesagt, daß ich die Ehe verachte, entgegnete ich, ich verachte sie nicht absolut, ich verachte sie nur als eine privilegirte und legale Form für alle Entweihungen der Liebe. Ich verachte es nicht, die rechtmäßige geliebte Frau eines Mannes zu werden, der mich heirathet meiner selbst wegen.

Der Graf O...y versank in ein tiefes Sinnen. Einen Augenblick schien er unentschlossen zu sein uud mit sich zu kämpfen, dann sagte er mit feierlicher Stimme:

Sie wissen, Lola, welchen Stand ich meiner Mutter gegenüber habe, Sie wissen — — —

Hier stockte der Graf.

Ich weiß, fuhr ich fort, daß Sie verlobter Bräutigam einer Dame sind, die mit Ihnen gleichen Rang, gleiches Vermögen hat. Ich weiß, daß Ihre Mutter diese Verbindung um jeden Preis durchsetzen will.

Wie, Sie wissen? rief der Graf erstaunt.

Wie sollte mir unbekannt sein, was die ganze Stadt weiß?

Aber ich werde sie nicht heirathen, niemals! rief O...y. Hören Sie mich, Lola! Sie sollen mein sein und stemmte sich die ganze Welt dagegen.

Nicht doch, mein Guter, versetzte ich, heirathen Sie in Gottes Namen immer Ihre Gräfin, ich verlange so große Opfer nicht, wie Sie es zu nennen belieben, ich will Ihnen diese Opfer ersparen, Ihren hochgräflichen Stammbaum zu beflecken.

Lola! Sie spotten meiner! rief der Graf.

Ich spotte nicht, mein Freund, es ist mein vollkommner Ernst, heirathen Sie immer zu. Was hindert uns denn, noch die guten Freunde zu bleiben, welche wir bisher waren?

Der Graf O...y gebehrdete sich wie ein Verzweifelter, als ich ihm dies sagte. Er warf mir vor, daß ich für ihn keine Liebe empfinde, daß ich ihn elend und unglücklich gemacht habe, und das Alles, weil ich ihn in der That nicht unglücklich machen wollte. Er verließ mich zürnend, aber ich wußte wohl, daß er wiederkommen würde. Ich ließ ihn ruhig gehen.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Die Gräfin.

Ein Besuch bei der Gräfin O...y. — Das Anerbieten. — Ausweisungs-Mandat vom Fürsten Paskiewitsch. — Ein Urtheil über Tänzerinnen. — Rußlands Sonne.

Am andern Tage erhielt ich eine merkwürdige Einladung. Die Frau Gräfin O...y schickte mir einen Bedienten und Ihren Wagen, und ließ mich auffordern, Sie sofort zu besuchen. Ich war gar nicht geneigt, diesem Befehle Folge zu leisten, und wollte schon den Bedienten abfertigen, welcher über diese Mißachtung des gräflichen Gebotes sehr erstaunt schien. Aber die Neugierde, die Mutter Alexanders und ihr Anliegen kennen zu lernen, gewann doch bei mir die Oberhand, ich machte rasch Toilette und stieg in den Wagen.

Mit der Arroganz einer Dame, welche ihrer großen Ueberlegenheit sich bewußt ist, und die da glaubt, ein Blick würde genügen die Tänzerin zu Boden zu schleudern, musterte mich die Gräfin, dann sagte sie mit vornehmem Tone:

Näher, wenn ich bitten darf.

Ich trat der anmaßenden Frau dicht unter die Augen. Wahrlich, diese Dame belustigte mich außerordentlich.

Was steht zu Diensten? fragte ich sie mit einem spöttischen Lächeln, welches die gute Frau ein wenig aus der Fassung zu bringen schien.

Wir haben sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sagte die Gräfin.

Dann erlauben Sie mir, mich setzen zu dürfen, entgegnete ich, und der Oheim Alexanders, welcher bei dieser sonderbaren Unterhaltung zugegen war, rückte mir ein Taburet hin.

Sie haben ein Verhältniß mit meinem Sohne, sagte die Gräfin nach einer Pause.

Der Graf findet es für gut, mich zuweilen zu beehren, versetzte ich lächelnd.

Ich habe das mit Bedauern gehört, versetzte die Gräfin, ich will auf seine Handlungsweise nicht näher eingehen, indeß muß ich Ihnen sagen, daß mein Sohn im Begriffe steht, sich zu vermählen.

Davon habe ich gehört, versetzte ich, und ich habe ihm Glück dazu gewünscht.

Sie sehen wohl ein, fuhr die Gräfin fort, daß die Besuche meines Sohnes jetzt aufhören müssen.

Das hängt ganz von Ihrem Sohne ab, versetzte ich ruhig.

Ich hoffe, fuhr die Gräfin fort, daß Sie das Glück und den Frieden meines Sohnes nicht stören werden, daß Sie nicht aus Eigennutz ferner eine Neigung begünstigen werden, die für meinen Sohn doch nichts anderes als die Befriedigung eines flüchtigen Reizes sein kann.

Das Wort Eigennutz, welches die Gräfin besonders hart betonte, erfüllte mich mit dem höchsten Unwillen. Ich erhob mich zornig und fragte sie, wer ihr das Recht gäbe, mich hierher zu rufen und mich zu beleidigen. Ich sagte ihr, daß ich es unter meiner Würde hielte, ihr mehr zu antworten, aber

ich wolle ihr nur sagen, daß es von mir abhinge, den Namen ihrer Tochter zu tragen, wenn ich überhaupt darauf Ansprüche machte, ihre Verwandtin zu sein.

Als ich dieses mit Entrüstung ausgesprochen hatte, wandte ich mich der Thüre zu; die Gräfin wollte mich zurückhalten und noch einmal die Unterhandlung mit mir anknüpfen. Ich warf ihr einen verächtlichen Blick zu. Der Oheim des Grafen ereilte mich, erfaßte meine Hand und sagte in tiefster Bewegung:

Bei der großen Theilnahme, die ich für Sie hege, thun Sie, warum Sie die Gräfin ersucht. Fordern Sie, was Sie wollen, nur brechen Sie das Verhältniß, in welchem Sie zu meinem Neffen stehen, und wenn es nicht anders möglich ist, verlassen Sie Warschau. Seien Sie versichert, Sie nehmen den innigen Dank einer ganzen Familie mit.

Ich kann Warschau nicht verlassen, versetzte ich, ich bin durch Pflichten hier gebunden.

Wir werden sie lösen können, versetzte der alte Graf.

Ich habe keine Ursache, dies zu wünschen, versetzte ich.

Gehen Sie, sagte der Graf, thun Sie es um unserer Aller und Ihretwillen, denn glauben Sie, wir haben im letzten Falle Mittel, Sie wider Ihren Willen von hier zu entfernen.

Das glaube ich wohl, versetzte ich, es wird an Ihrem guten Willen und an ihrer Macht, ihn auszuführen, nicht fehlen, indeß ich will es abwarten.

Mit diesen Worten verließ ich das gräfliche Haus.

Am selben Tage besuchte mich, wie ich vorausgesehen, der Graf O...y wieder. Wir waren Beide, als wäre zwischen uns nichts vorgefallen, und ich erzählte ihm den merkwürdigen Auftritt, von dem ich so eben zurückgekehrt war und von

dem er nicht das Geringste wußte. Meine Erzählung erbitterte ihn auf's Höchste. Er schwor hoch und theuer, daß er die Pläne seiner Familie zu Schanden machen würde, und entfernte sich eiligst mit der Versicherung, bis zum Abend zu mir zurückzukehren.

Der arme Alexander! Ich sah ihn in Warschau nicht wieder.

Denn bald nachdem er mich verlassen hatte, trat ein Polizei-Beamter bei mir ein und überbrachte mir vom Fürsten-Statthalter einen Befehl, Warschau binnen 24 Stunden zu verlassen.

Weshalb mir dieser Befehl wurde, hatte man nicht die Güte mir zu sagen.

Doch wozu auch? Ich wußte ja den Grund. Ich war der Familie O...y, welche beim Fürsten-Statthalter in großem Ansehen stand, mißliebig geworden, und die Warschauer Polizei betrachtete mich außerdem nicht mit allzugünstigem Auge, da es mir, an die Freiheit Indiens, Englands und Frankreichs gewöhnt, ganz unmöglich war, gegen die mehr als rigorosen Polizeigesetze der Warschauer Polizei nicht zu verstoßen.

Ich mußte also dem Befehle folgen und verließ noch am selben Abende, ohne O...y zuvor zu sprechen, die unglückliche Hauptstadt eines Landes, welches unter dem Scepter eines strengen und energischen Fürsten nichts mehr ist, als eine russische Stadt, kalt, still, starr und eisig.

Ein Warschauer Journal aber, welches mich früher, wie ich mitgetheilt, mit seinen Lobeserhebungen überschüttet hatte, wußte, nachdem ich Warschau so plötzlich, und, wie nicht geheim blieb, auf Veranlassung des Fürsten-Statthalters ver-

lassen hatte, nichts Eiligeres zu thun, als mir folgenden Journalisten-Fußtritt nachzusenden:

„So viel wir hören, hat die Tänzerin Lola Montez unser Theater quittirt und ist schon von hier abgereist.

In Folge dieser sonderbaren Erscheinung auf unsern Brettern erlaube ich mir folgende Bemerkung über ähnliche moderne Tänzerinnen und deren Kunst zu geben.

Die Charaktertänze der Alten suchen wir vergebens in den kostbaren Balleten unserer Zeit. Auf den Spitzen der Zehen zu tanzen oder in Pirouetten auf Einem Fuße wie ein gejagter Kreisel sich zu drehen, darin besteht die ganze Kunst asthmatischer Tänzer und verliebter Tänzerinnen, die mit hochroth getünchten Wangen den Zuschauern holdselig entgegen lächeln und gleich darauf hinter den Coulissen halbohnmächtig der Dienerschaft in die Arme fallen. Immer und immer leiht die Liebe ihren Namen, und dieses abgedroschene Kapitel wird mit hohler Einförmigkeit bis zum Ekel wiederholt. Schwerter- und Schleiertänze, Märsche, Gruppen mit Pyramidalerhöhungen erscheinen als verschönernde Zugaben, und bengalisches Feuer bezeichnet den Werth des Ganzen: mehr Rauch, als Feuer!

An dem Anblicke der rechtwinkligen Dreiecke der hochgeschätzten Tänzerinnen im Pirouettenkreisel mögen sich Gymnasialschüler und andere Wüstlinge ergötzen, jene mit wissenloser Neugierde, diese mit seufzervoller Erinnerung an eine nie wiederkehrende Zeit, die blöden Augen mit Doppelbrillen und darauf gestellten achromatischen Operngucken bewaffnend, doch den ge-

bildeten Mann von geläutertem Geschmack werden solche Gliederverdrehungen und Gaukeleien niemals ansprechen, noch weniger fesseln.

Die vom Ballete sehr verschiedenen, eigentlichen Pantomimen, wenn sie originelle Intriguen geistvoll behandeln, erregen Interesse, unterhalten durch den Wechsel der Erscheinungen, und gestalten ein Ganzes, ohne durch die Einförmigkeit der Ballete zu ermüden und durch unnatürlichen Gebrauch der Glieder züchtige Augen anzuwidern. Damit will ich keineswegs die Pariser Streck-Ordonnanz vertheidigen, welche die allzukurzen Röckchen der niedlichen Tänzerinnen verlängert und dadurch den Wunsch angeregt hat, sich außerhalb der Bühne von der Nothwendigkeit und dem Zwecke dieser Jesuitenmaßregel mit eigenen Augen gemächlicher zu überzeugen."

Ich glaube, der Herr, der dieses alberne Zeug niedergeschrieben, hat sehr darnach gestrebt, ein holdseliges Entgegenlächeln von mir zu gewinnen, und dieses so lange als das größte Glück, das ihm begegnen könnte, betrachtet, bis gewisse Personen, die in Warschau fast so mächtig wie der liebe Gott sind, es gerne sahen, daß ich ging.

In Warschau richten sich alle Köpfe nach Einem.

In Warschau giebt es nur einen einzigen Willen.

Der Kaiser ist Rußland, oder, was dasselbe ist, Polen, der Fürst-Statthalter ist der Kaiser — die Polizei ist der Fürst-Statthalter — Alles in Allem ist die Regierung, und die Regierung ist das mächtig gefürchtete, beneidete und von allen Seiten angefeindete Rußland.

Ich war begierig dieses Rußland noch näher an der Quelle, in seiner Residenz, in Petersburg, kennen zu lernen.

Ich machte mich also dahin auf, nach dem kalten eisigen Lande, wo aber eine Sonne glänzt, welche alle andere Gestirne verdunkelt, eine Sonne, welche, so vergänglich sie auch ist, Wunderdinge verrichtet, welche sechszig Millionen Menschen Licht und Leben giebt, und welche, von Wolken des Anmuthes umhüllt, Tod und Verderben droht, welche Europa, welche die ganze Erde um ihre Zukunft erzittern macht.

Diese Sonne ist der Kaiser von Rußland.

Vierundachtzigstes Kapitel.

St. Petersburg.

Weg von Strelna. — Im Hotel. — Der Prinz L...w und der Graf B...u.

Von Warschau nach Petersburg ist keine interessante Reise. Es ist weit angenehmer, sich von Wilden im Palankin forttragen zu lassen, als mit diesen trägen russischen Postillonen zu reisen, die entsetzlich langweilig, phlegmatisch und grob sind, und nichts Anderes verstehen, als zu rauchen und die Hände zum Empfang der Trinkgelder unaufhörlich zu öffnen oder zu einem Fluche zu ballen, wenn etwas nicht nach ihrem Wunsche ausfällt.

Nur von Strelna aus wird der Weg interessant, und man ahnt, daß man sich der russischen Hauptstadt nähert, der Weg nach Petersburg ist meilenweit mit reizenden Landhäusern besetzt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm des Meeres haben. Von der Landstraße sind diese Landhäuser durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pittoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine Fremdlinge in dem

kalten Lande sind. Alle diese Landhäuser sind in dem verschiedenartigsten Style erbaut. Hier erhebt sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes ein zierlicher griechischer Tempel, dort eine chinesische Pagode, rundum mit silberhell erklingenden Glöckchen behangen, auf jener Seite sieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenseite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürstlicher Pracht birgt. Ihm gegenüber blickt eine italienische Villa aus blühenden Gebüschen hervor und bildet einen reizenden Gegensatz zu jenem gothischen Schlosse mit den vielen geschnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäusern reifen in diesen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen, und schmücken in verschwenderischer Fülle die Tafeln der russischen Großen.

St. Petersburg ist unbedingt eine der schönsten Städte Europa's, es ist eine Stadt, in der Alles nach einem großartigen Maßstabe angelegt ist. London und Paris erschienen mir gegen diese Residenz wie eine Bretterbude gegen einen Palast, oder wie eine Tröbelbude gegen einen glänzenden Salon. Man erkennt es in Petersburg augenblicklich, daß man in einem mehr asiatischen als europäischen Reiche ist.

Dieses unermeßliche Reich, das den neunten Theil der bewohnten Erde in sich faßt, auf der einen Seite China, auf der andern Seite Brandenburg zum Nachbar hat, in dem mehr als hundert Nationen an funfzig Sprachen sprechen, das Rennthier und das Kameel zu Hause sind, zählt trotz seiner immensen Ausdehnung kaum die doppelte Einwohnerzahl Frankreichs, von Meeren, Eisfeldern und Wüsten, oder von schwachen Staaten umgeben, ruht es in stolzer Sicherheit, nur zugänglich von einer Seite, die aber mehr zum Ausgang als zum

Eingang offen ist. Durch das breite Thor, das die Natur in seine geschlossenen Grenzen gebrochen, ist der Weg ihm gegen den lieblichen, reichen und milden Süd gezeigt, nach dem der Nordländer von jeher lüstern war. Die Einwohner roh, abgehärtet, genügsam und unterwürfig der Macht, die ihnen zu gebieten hat, führen den Krieg leichter und angenehmer, als solche, welche die weichlichen Genüsse des Lebens kennen. Zur Unwissenheit im Volke, das keinen eigenen Willen hat, gesellt sich die höchste Bildung im Kabinette, zur größten Tauglichkeit des Werkzeugs, also das größte Geschick des Meisters, der es braucht. Freilich sind die Einwohner geschieden durch Sprache, Religion und Lebensweise, aber sie alle verbindet der Gehorsam, das gleiche Bedürfniß auf derselben Stufe der Kultur. Auch bildet das eigentliche Volk der Russen, von slavischer Abkunft, einen Kern von über 30 Millionen Menschen. Der Beherrscher, durch kein Gesetz gebunden, mit dem Ganzen nach Willkühr schaltend, steht über der Kirche wie über dem Staat, und hat die Waffen des Himmels und der Erde zugleich zu seinem Dienste. Die ganze Kraft des Reichs ist ungetheilt, und unter allen europäischen Staaten hat Rußland allein sich dieses Vortheils zu erfreuen.

Bis hierher hat der Geist der Neuerung den Weg noch nicht gefunden, und die russischen Völker, die weder das Bedürfniß einer andern Gesetzgebung und Verfassung kennen, noch ein Recht auf dieselben ahnen, stimmen in dem Glauben überein, daß der Kaiser ihnen der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. — Hier giebt es weder Partheien noch Systeme, welche die Gesinnungen der Unterthanen theilen. Keine Revolution ist denkbar, als die, welche durch eine Gewaltthat des Augenblicks den Beherrscher wechselt; im Volke selbst aber und in seinen Verhältnissen zur Regierung wird dadurch nicht die ge-

ringste Veränderung bewirkt. Ob Catharina, ob Paul, ob Alexander herrsche, ist für das Reich dasselbe; den ganzen Unterschied macht des Fürsten Persönlichkeit, so bedeutsam auch überall für das Glück der Völker, bei den gehorsamgewöhnten Russen ohne Einfluß. Dieser Umstand ist von der größten Wichtigkeit, und man kann in einer Zeit, wo die meisten Staaten mit sich selbst im Zwiste leben, wo eine neue Ordnung der Dinge gegen die alte sich für einen Kampf auf Tod und Leben vorzubereiten scheint, sich nicht oft genug daran erinnern. Rußland gehört noch ganz und ungetheilt dem alten Glauben von der Unfehlbarkeit des Regenten, von dem göttlichen Rechte des Absolutismus.

Unter solchen Umständen ist es leicht abzusehen, was dieser Riesenstaat vermag, was er in einer Zeit vermag, wo Zwietracht und Unzufriedenheit die Kraft fast aller Völker spaltet und lähmt. Wahrlich, glücklicher können die Rollen für Rußland nicht vertheilt sein, als sie es jetzt sind.

Man sagt zwar, daß der gerade, der ungeheure Umfang Rußlands es schwerfällig und unbehülflich mache, und daß, je weitschichtiger seine Länder, je zahlreicher seine Völker seien, desto gewisser und schneller die disperaten Theile sich von einander lösen würden. Das ist aber nur gesagt. Rußland hat noch nichts mit den Reichen gemein, die unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen. Der Ausspruch eines bekannten Staatsmannes, daß Rußland ein Koloß von Erz mit Füßen von Thon sei, ist zwar witzig, aber durchaus nicht zutreffend. Wenige Staaten in der Welt mögen so fest stehen und Europa mag auf seiner Hut sein!

Doch genug von der Politik, obwohl man jetzt nicht gut an Rußland denken und von Rußland schreiben kann, ohne unwillkührlich auf diesen Gegenstand zu kommen, und ich muß

gestehen, daß es mir schwer wird, von diesem so ernsten und großen Gegenstande zu meiner kleinen Person herabzusteigen.

Es war in der Mitte des Monats Juni, als ich in Petersburg ankam.

Die Großen und Reichen hatten sich auf ihre Güter, in ihre Landhäuser zurückgezogen, die Stadt war öde, menschenleer und stumm.

Diese Stille in dieser unermeßlichen großen Stadt machte auf mich einen sehr peinlichen Eindruck.

Es kam mir vor, als durchstriche ich die vereinsamten, leeren Säle eines ungeheuren Palastes.

Die asiatischen Trachten der meisten Bewohner der Stadt Petersburg gaben dieser einen ganz eigenthümlichen Ausdruck.

Ich stieg in einem der ersten Hotels ab.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich in den Speisesaal, um doch mit Menschen in Berührung zu kommen, mit denen ich mich unterhalten konnte, denn es ließ sich vermuthen, daß die dort versammelten Gäste der französischen Sprache mächtig waren, welche fast alle Gebildeten in Rußland sprechen.

Als ich in den Saal trat, fand ich eine nicht unbedeutende Anzahl Fremder aus den höhern Ständen, darunter auch einige Damen.

Aller Blicke richteten sich auf mich, und es trat eine augenblickliche Stille ein.

Die Herren flüsterten mit einander, und ich bemerkte, daß ich der Gegenstand ihrer leisen Unterhaltung war.

Ich nahm Platz, und eine ältliche Dame, welche neben mir saß, knüpfte bald ein Gespräch mit mir an und theilte mir einige Notizen über die Anwesenden mit.

Zwei junge Fremden interessirten mich am meisten.

Es waren der Prinz L....w und der Graf B...u.

Sie waren Beide noch unverheirathet, jung, unermeßlich reich und lebenslustig.

Sie standen am Fenster, sprachen heimlich miteinander und wandten keinen Blick von mir ab.

Endlich setzten sie sich ebenfalls nieder und nahmen mir gerade gegenüber Platz.

Die Unterhaltung am Tische wurde bald allgemein und lebhaft, und meine Vis à vis kamen auf meine Anregung sehr bald auf ein Thema, welches mich vorzugsweise interessirte.

Wir sprachen vom Theater.

Ich erkannte bald, daß ich hier ein sehr günstiges Terrain für mich finden würde, aber auch, daß ich hier die Sommermonate vergehen lassen müsse, ehe ich an ein gutes, erfolgreiches Engagement denken könne.

Das war mir allerdings sehr unangenehm, ich versprach mir keine große Sommervergnügungen von Petersburg, indeß ich war einmal hier und beschloß zu bleiben.

Und im Grunde, tröstete ich mich, wird es dir auch in dieser Kaiserstadt nicht an Zerstreuungen aller Art fehlen, die Herren werden schon dafür sorgen, daß ich etwas zu lachen, zu sehen und zu denken bekomme. Ist nicht eine Frau, die sich zu bewegen weiß, überall zu Hause? — Gehört den Künstlerinnen nicht die Welt? Finden Sie nicht überall ein Vaterland?

Ubi bene ibi patria, sagt der Lateiner, und besonders gilt dies von der Kunst, warum sollte es mir in Petersburg schlechter als in Paris und London gehen?

Also warten wir gelassen ab, bis der Hof hier wieder glänzen, bis die kaiserliche Sonne hier wieder scheinen wird,

vielleicht trifft mich einer ihrer Strahlen. Was vermag diese kaiserliche Sonne nicht?

Sie hat im rauhen Norden ein Paradies geschaffen, ich glaube, wenn sie ernstlich wollte, könnte sie dasselbe in Sibirien, und es ist wahr:

Wo diese kaiserliche Sonne ihre Gnadenblicke nicht fallen läßt, kann in Rußland nichts gedeihen.

Also warten wir auf den Winter — dieser Sonne wegen.

Vorläufig werden wir uns mit dem Grafen B...u und dem Prinzen L...w ein wenig unterhalten, denn diese beiden Herren waren auf dem besten Wege, sich darüber zu streiten, wer von ihnen meine kleine Person zuerst in Beschlag nehmen sollte.

Graf B...u bot mir an, am andern Tage von seiner Loge Gebrauch zu machen, und bat sich die Erlaubniß aus, mich in seiner Equipage abholen zu dürfen.

Ich sagte zu.

So war also wieder ein Anbeter gefunden, und ich hatte mich wohl zu hüten, ihn nicht zu einem Liebhaber werden zu lassen, denn der junge Mann schien auf dieses Ziel gerades Weges loszustürmen.

Gut, mag er es versuchen, dachte ich, es kömmt Alles auf mich an.

Und ich? — — Ich war noch gar nicht in ihn verliebt.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

St. Petersburg.

Graf B...u verabschiedet sich. — Der Prinz L...w. — Petersburger Theater. — Hammer und Ambos.

Am andern Tage holte mich der Graf B...u, wie er versprochen hatte, in seiner Equipage ab.

Ich besuchte das Alexandrinen-Theater, das an innerer und äußerer Pracht nicht nur keinem andern Theater in Europa nachsteht, sondern sie alle übertrifft.

Petersbnrg hat vier Theater. Das deutsche und französische Theater ist minder glänzend von außen, aber im Innern eben so prächtig wie das Alexandrinen-Theater ausgestattet. Dekorationen, Maschinerien und Kostüme lassen überall nichts zu wünschen übrig. Das Ballet ist vortrefflich ausgestattet, ich habe nirgends ein besseres gesehen. Drama und Trauerspiel haben mich aber sehr wenig angesprochen, die russische Nationalliteratur ist arm an Erzeugnissen, und die Uebersetzungen, obwohl sie nicht schlecht sein sollen, kränkeln doch durch die strenge Censur, welche der Uebersetzer, um ihnen russisches Bürgerrecht zu verschaffen, daran ausüben muß. Man kann sich wohl denken, wie z. B. ein Don Carlos, in's Russische

übersetzt, aussehen muß. Der Marquis Posa ist nicht wieder zu erkennen. Die üppigsten Gestaltungen werden am meisten verstümmelt und somit das Ganze krüppelhaft gemacht, verliert alle Originalität, alle poetische Frische. — Natürlich muß das auf die Darstellung eine üble Rückwirkung äußern. Die Schauspieler sind nicht schlecht, sie leisten das Mögliche, aber sie copiren höchstens, ihr Spiel entbehrt aller tiefern, innern Wahrheit, alle Kunst wird auf die Aeußerlichkeit verwandt, und somit verschwindet alle Illusion. Die Bretter spiegeln nicht das Leben ab, geben nicht die Welt wieder, es ist Spiel und weiter nichts. Die französischen Possen und Lustspiele sind sehr beliebt und besucht, die Franzosen verstehen es meisterhaft, die Erzeugnisse ihrer heimischen Literatur hier zu acclimatisiren.

Am traurigsten schien es mit der deutschen Truppe zu gehen, ihre Leistungen sind nicht bedeutend, und trotz der großen Anzahl Deutscher, die in Petersburg wohnen, die unbeliebteste und wenig besuchteste. Ueberhaupt erhält das französische Element hier überall einen großen Vorzug vor dem deutschen. So verhaßt auch die französischen revolutionären Ideen sind, die französische Sitte, französische Bildung beherrscht die höhern Stände, und man muß gestehen, so tief auch der gemeine Mann in Rußland steht, die höhere Klasse hat eine Politesse, wie man sie kaum in den englischen und französischen Zirkeln findet.

Am beliebtesten sind die Opern, und auf ihre glänzende Ausstattung wird ungemein viel Werth gelegt.

Uebrigens herrscht, was mich wohlthuend berührt hat, in den Petersburger Theatern überall ein sehr gemessenes und anständiges Benehmen. Allerdings erscheint dies nicht sehr wunderbar, wenn man die vielen Polizei-Uniformen sieht, von denen die Theater bei jeder Vorstellung angefüllt sind.

Man sieht in den Theatern wenig Bänke und nur ein Parterre, welches überall einen sehr kleinen Raum einnimmt. Die andern Plätze sind mit sehr bequemen Lehnsesseln besetzt. Die Logen des ersten Ranges werden nur von den höchsten Ständen eingenommen, und wehe dem Eindringlichen, der sich hierher verirrt. Er wird so lange gemustert und dient zur Zielscheibe beißender Ironie, bis er es selbst für sehr unbequem hält, hier länger zu verweilen, und den angemaßten Platz verläßt, um im Parterre seinen Aerger zu vergessen.

Alle diese Aeußerlichkeiten interessirten mich weit mehr, als das Stück. Es giebt überhaupt in Petersburg so viel zu sehen, daß man trotz aller Einförmigkeit, welche in dieser kolossalen Stadt herrscht, wenigstens in den ersten Wochen nichts von Langweile empfindet. Graf B...u hatte sich erboten, mit mir die Stadt zu besichtigen und ich dieses Anerbieten dankbar angenommen. Ueberhaupt erkannte ich bald, daß ich mich in Petersburg ganz anders als in London und Paris oder in irgend einer andern außerrussischen Stadt der Welt einrichten mußte. Es ist hier fast unmöglich, anders zu leben, als Sitte und Gesetz vorschreiben. Wie in London die Armuth, so wird hier die Genialität und die Excentricität zum Verbrechen gestempelt. Es ist hier unumstößliches Gesetz, aus dem gewöhnlichen Gleise nicht herauszutreten, und namentlich den Frauen schreibt die Sitte eine sehr strenge Etikette vor. Da ich nun in Petersburg gewissermaßen noch Neuling war, so hatte ich mich sehr zu hüten, die Aufmerksamkeit der Polizei, die ohnehin jedem Fremden, wie Einheimischen, der sich nicht vorzugsweise der Gunst der kaiserlichen Günstlinge zu erfreuen hat, sehr lästig wird, zu erregen.

Es war mir daher nicht vergönnt, mich hier, wie ich in London und Paris so gerne that, so zu sagen, in's Leben, in's

Gewühl zu stürzen, schon deshalb nicht, weil beides in Petersburg gar nicht vorhanden ist.

Der Graf B...u brachte mich am Abende nach meinem Hotel zurück. Er glaubte, daß ich mich in der Sommernacht, die in Petersburg nicht dunkel wird, sehr langweilen würde und bot mir seine fernere Gesellschaft an.

Der Herr Graf war erstaunlich galant. Ich aber dankte.

Dann verlangte er, um besser schlafen zu können, von mir einen Kuß zum Abschiede.

Auch dafür dankte ich.

Der Herr Graf war sehr ungehalten über eine Sprödigkeit, die, wie er sagte, bei einer Tänzerin unerhört sei.

Ich konnte mich nur mit Mühe vor seinen Attentaten schützen und bereute es schon, seine Begleitung angenommen zu haben.

Er verließ mich schmollend und ich beschloß, am andern Tage mein Hotel zu verlassen und eine andere Wohnung zu miethen.

Glücklicher Weise besuchte mich der Graf B...u am andern Tage nicht wieder, er war schleunigst nach seinen Gütern gereist, auf denen er, wie ich hörte, wie ein Sultan lebte.

Trotz aller Bildung, welche im Allgemeinen in den höheren Ständen herrscht, giebt es doch auch sehr viele rohe und gemeine Menschen, deren Charaktere man mit ihren gräflichen oder gar fürstlichen Titeln nicht in Einklang zu bringen vermag.

Ich freute mich des Wüstlings ledig zu sein und empfing die Besuche des Prinzen L...w sehr gern, welcher zwar nicht besonders liebenswürdig, aber doch sehr gebildet war.

Auf seinen Rath nahm ich meine neue Wohnung in der Newski Perspective, der schönsten Straße in Petersburg, welche mit Palästen überfüllt ist. Freilich bot diese Straße, welche

ich in Bezug auf das Leben und Treiben daselbst mit den Linden in Berlin vergleichen möchte, in dieser Jahreszeit außer der großartigen Perspective, die sie eröffnet, nichts Sehenswerthes dar.

Ich richtete mich in meiner neuen Wohnung so gut es ging ein, denn das Einrichten hat für den Fremden in Rußland seine große Schwierigkeiten und an Gemüthlichkeit ist nicht zu denken. Der Fremde ist in Rußlaud besonders ein Gegenstand der Speculation, und bei dem dem Russen innewohnenden Schachergeiste hat man sich zu hüten, nicht auf jedem Tritte geplündert zu werden.

Die ganze Lebensklugheit, alle Moral dieses Volkes besteht darin:

Sei geduldiger Amboß, wo Du es sein mußt, und Hammer, wo Du es sein kannst.

Getreten werden und wieder treten, das ist das Princip aller Reußen.

Schlauheit, Hinterlist, Geschmeidigkeit, Treulosigkeit, das sind die Ingredienzien des Charakters eines Volkes, das vom letzten Leibeigenen bis zum Kaiser hinauf Sklave ist.

Zu schachern, zu übervortheilen, sich gegenseitig zu rupfen, das ist die einzige Freiheit, welche der Russe hat, oder vielmehr, welche er sich nehmen darf.

Der allmächtige, allgewaltige Herr eines solchen Volkes — kann aber selbst nichts anders als ein Sklave sein, ein Sklave der Verdorbenheit einer Nation, welche die ausgezeichnetsten Fähigkeiten des jetzigen Regenten nicht zu heben vermag.

Der strengste Absolutismus ist die einzige Rettung eines Volks, welches ohne diesen in Räuberhorden auseinander fallen würde. — Es wird vielleicht erst anders werden, wenn sich

ein mächtiger, unabhängiger Mittelstand emporgearbeitet haben wird, aber es hat bis dahin noch gute Wege.

Um das Volk in Petersburg' kennen zu lernen, genügt es, die Märkte der Stadt zu besuchen.

Es giebt deren zwei.

Der Doctor L...n, welchen ich in Paris kennen gelernt hatte, und mit dem ich in Petersburg zusammentraf, hatte mich hierauf aufmerksam gemacht.

Ich beschloß also, mich dorthin zu begeben.

Als ich dem Prinzen L...w meine Absicht mittheilte, malte sich ein unverkennbares Entsetzen auf seinem Gesichte. Die Dinge, welche man dort sieht und hört, meinte er, wären für jede anständige Dame unerträglich.

Ich verstehe ja kein Russisch, versetzte ich ihm, und ich brauche nichts zu sehen, was mich beleidigt.

Sie werden, entgegnete mir der Prinz lächelnd, diese Dinge eben so bald verstehen lernen, wie sie die Worte **Sukin Suin** und **Durak** schnell kennen gelernt haben.

Diese beiden Ausdrücke bezeichnen nämlich Schimpfworte. Mit dem ersten, welches „Sohn einer Hündin" bedeutet, beehrt sich das Volk gegenseitig bei jedem Wortwechsel, das zweite, welches „alberner Mensch, Esel" heißt, gebraucht besonders der Höhere gegen den gemeinen Mann, man hört es ebenfalls sehr häufig.

Ich glaube, daß man aus dem Reichthum von Schimpfwörtern und deren Anwendung die Bildungs- und Moralitätsstufe eines Volkes sehr gut kennen lernen kann. Ich habe nirgends mehr schimpfen und namentlich nirgends ekelhafter schimpfen gehört, als in Rußland.

In sofern hatte der Prinz L...w ganz recht, daß es für

eine Dame sehr unangenehm sei, sich auf dem Schtschugin Dwor, dem sogenannten Tröbelmarkte, zu bewegen.

Die Deutschen pflegen diesen Markt noch anders zu benennen, wozu sie wohl triftige Gründe haben mögen. *)

So wie der moralische, charakterisirt auch der bürgerliche Schmutz den gemeinen Russen, uud man muß sich in der That hüten, mit einem solchen bärtigen Halbwilden in zu nahe Berührung zu kommen.

Man erzählt sich in dieser Beziehung eine sehr lustige Anekdote.

Ein Bauer streifte im Vorübergehen den Rock des Geheimsekretärs des Kaisers. Dieser ärgerlich, rief: Kannst Du Dich nicht in Acht nehmen, Schwein? — Ach, verzeihe, Du hast Recht, mein Väterchen, versetzte der Bauer sehr demüthig.

Das Wort Väterchen ist eine sehr gewöhnliche Benennung der höherstehenden Personen, namentlich der Beamten, und in Rußland giebt es eigentlich nur Beamte und Leibeigene. Natürlich ändert diese naive, vertrauliche Anrede durchaus nichts in dem Verhältnisse. Das Väterchen sieht überall mit unnennbarer Verachtung auf das Söhnchen herab. Man geht sehr fehl, wenn man aus dieser patriarchalischen Anrede ein patriarchalisches Leben schließen wollte. Wahrlich, das russische Volk ist nichts anderes als eine große Nation von Parias.

Mit diesen Vorkenntnissen des russischen Nationalcharakters machte ich mich mit dem Doctor L...n auf unsere Wanderung.

---

*) „Schivoi-Rinok," Markt, welcher lebt, vielleicht von den vielen alten Pelzen, die hier zum Verkaufe ausliegen, und gewöhnlich Abkömmlinge ihrer vorigen Herrschaft enthalten sollen.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Tschto wam ugudno?

St. Petersburger Märkte. — Russische Polizei. — 50,000 Rubel. —

Wenn man den auf der Straße sich maschinenmäßig fortbewegenden Russen lebendig und regsam sehen will, so muß man nicht seine Vergnügungsorte aufsuchen, wo sich das Volk eben so still und todt bewegt, sondern seine Märkte, denn wie gesagt, nur wo er schachert ist der gemeine Russe lebendig. Das habe ich auf Sschtschugin Dwor erfahren.

Dieser Markt ist ein sogenannter Tröbelmarkt, der seines Gleichen nicht in der ganzen Welt hat. Nirgend werden alle fünf Sinne zugleich in so unangenehme Thätigkeit versetzt wie hier. Eigenthümlich ist die Art, mit welcher die Buden-Inhaber sich die Kaufenden gegenseitig abspenstig zu machen suchen. Kaufen Sie bei mir, sagte der Eine ganz laut, daß es der Nachbar hören konnte, der dort ist ein Spitzbube, Sie werden ganz gewiß bei ihm betrogen.

Darauf wird dann von dem also Beleidigten mit einem „Sohn einer Hündin" und noch viel schlimmern Epithetons, von denen die Geschichte schweigt, geantwortet, was aber eben

sobald mit einer freundschaftlichen Umarmung und einem „Bruder" oder „Freund" endet.

Dem „Schiwoi Rinok" liegt der Gostinoi Dor, der Fremdenmarkt gegenüber. Er liegt in der Newski Perspective, gerade im Mittelpunkt der Stadt, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Palais-Royal in Paris. Hier hallt das „tschto wam ugudno", welches so viel heiß als: Ist nichts gefällig? beständig an meine Ohren. Alles ist hier bunt durcheinander. Zwischen den Läden sieht man Heiligenbilder, an denen Petersburg überhaupt reich ist, und vor denen der gemeine Russe stets ein Kreuz schlägt. Diese Heiligen sehen ganz scheußlich aus, und man kann sich des Nachts, zu welcher Zeit sie zumeist durch Lampen erleuchtet sind, wirklich vor ihnen entsetzen.

Ich habe das slavische Element nirgends ausgeprägter gefunden, als bei diesen sprechenden Russen und ich konnte mich der Bemerkung nicht entwehren, daß die Griechen, als sie Merkur zum Gott der Kaufleute und der Spitzbuben machten, nothwendig an einen Russen gedacht haben müssen.

So begierig ich war, in dieser großartigen und äußerlich so schönen Stadt, Menschen, Leben, Gedränge zu sehen, so froh war ich dennoch, als ich aus diesem Schachergedränge heraus war. Selbst auf dem Jahrmarkte des kleinsten deutschen Städtchens findet der Geist mehr Bewegung, mehr Unterhaltung als auf diesen Petersburgern von Tausenden durchwogten Märkten mit ihrem traurigen monotonen „tschto wam ugudno".

Als ich den Prinzen L...w wieder sprach, neckte er mich auf alle mögliche Weise, über meine Manie, russischen Plebs zu sehen. Ich rächte mich dafür und machte mich weiblich über sein Petersburg lustig, mit seinen grabesstillen Palästen,

die voll Ungeziefer sind, und seiner Polizei, mit welcher die Straßen gepflastert scheinen. —

Es ist wahr, sagte ich ihm dreist, der gemeine Russe riecht ungemein nach Juchten, nach Brantwein und dergleichen unangenehmen Odeurs, aber ich habe bei ihm gerade sehr viel schöne Köpfe gefunden, die mich für manches andere sehr häßliche entschädigte. Ein Gleiches konnte ich nicht von den Russinnen sagen, sie sind zwar ebenso schmutzig, aber ungleich häßlicher als die Männer.

Uebrigens haben die Frauen in Rußland keineswegs eine untergeordnetere Stellung, als in irgend einem andern civilisirten Lande, ich habe vielmehr die Frauen in sehr vielen Häusern das Kommando führen, und selbst bei dem gemeinen Russen alle Haus- und Küchenarbeit von den Männern verrichten sehen. Die Frauen sind auch bei den bemittelten Klassen in der Regel unweit gebildeter als die Männer, deren Sinn auf nichts anderes gerichtet ist, als den meisten Vortheil von ihrer allgemeinen Sklaverei zu ziehen.

Sie fügen sich ohne Widerstreben darin, Sklaven zu sein und ihr ganzes Raffinement besteht, wie gesagt, eben nur darin, die Sklaverei ihrer Mit-Sklaven bestens auszubeuten.

Der Prinz L...w folgte mit vielem Interesse meinen Bemerkungen, doch nicht, ohne mich hundertmal zur Vorsicht zu ermahnen.

Ich wußte es wohl, daß man in Rußland entweder stumm sein muß oder von nichts als unbedeutenden, alltäglichen Dingen reden dürfe, aber ich hatte doch wenigstens geglaubt, in meinem Hause frei sprechen zu können.

Was ich Ihnen sage, ist meine aufrichtige Meinung, um die Sie mich befragt haben, versetzte ich dem Prinzen, Sie

werden doch der Polizei keine Mittheilungen darüber machen, selbst wenn ich in Ihren Augen als Ketzerin erscheine?

Fürchten Sie nichts von mir, versetzte der Prinz mit einem sehr liebenswürdigen Lächeln, ich würde selbst als Kaiser den von Natur so rebellischen Schönen die Zügel schießen lassen, denn ich glaube nicht, daß selbst eine Weibermonarchie dem Staate gefährlich werden könnte. Aber unsere Polizei hat lange Ohren, und es ist immer besser, sie glauben diese überall und selbst in Ihrer Wohnung gegenwärtig.

Ich sah mich prüfend in meinem Zimmer um, denn es wurde mir in der That sehr unheimlich zu Muthe.

Haben die Häuser etwa hohle Wände? fragte ich.

Das nicht. Aber die Polizei hat hohle Ohren, erwiederte der Prinz und meine Aengstlichkeit schien ihn zu unterhalten.

Ich aber warf diese sehr bald bei Seite und sagte: Es hilft Ihnen nichts, Sie haben mir vergeblich Furcht gemacht und ich werde mich in meiner Behausung an keine Polizei kehren, selbst wenn dies Haus wie der Palast des Tyrannen Dyonisius von Syrakus, nämlich wie ein Ohr, gebaut wär, und Ihre Polizei fortwährend ihre neugierige Ohren daran legte.

Und wenn Sie in Unannehmlichkeiten verwickelt würden, was würden Sie dann thun? fragte mich der Prinz scherzend.

Dann appellire ich an Ihren großen Kaiser.

Prinz L . . . w lachte hell auf.

Warum erscheint Ihnen das so lächerlich? fragte ich.

Wenn Sie mit unserer Polizei in Conflikt kommen, versetzte der Prinz, dann Gnade Ihnen Gott, es ist nur ein Ding, das Ihnen vielleicht helfen kann, aber das auch nur allein — Geld.

Der Prinz hatte wohl Recht.

Die Bestechlichkeit der russischen Beamten ist weltbekannt, und ich glaube, Sie geht noch über den Ruf.

Es ist nicht möglich das Geringste zu erhalten, ohne mit einem goldnen Schlüssel die Thüren der Gerechtigkeit zu öffnen.

Ich sage: die Thüren der Gerechtigkeit, denn das, was man nach den ausdrücklichsten Gesetzen, nach seinem besten Rechte, zu fordern hat, ist niemals ohne große Opfer zu erlangen.

Ein russischer Beamter, der nicht für jeden amtlichen Dienst, für den er also besoldet ist, ein je nach den Umständen gewogenes Geschenk erhält, wird seinen Einfluß nur dazu gebrauchen, die rechtmäßigsten Ansprüche durch die gemeinsten Chicane todt zu machen.

Dies geht so weit, daß selbst die höchststehenden und einflußreichsten Personen zur Bestechung ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Trägheit und den bösen Willen der Beamten anzuspornen.

Ich hörte über diese Böswilligkeit der Beamten, und die Art, sie zu besiegen, ein Factum, das mir verbürgt wurde.

Ein Fürst erbte ein ungeheures Vermögen, konnte aber auf keine Weise in dessen Besitz gelangen, weil die Angelegenheit verschleppt wurde und nicht aus der letzten Instanz herauskam. Der Fürst wurde endlich ungeduldig, nahm funfzigtausend Rubel in Staatsobligationen zu sich und suchte mit diesem eindringlichen Beweise seines guten Rechts den Beamten auf, von welchem der Schluß des Prozesses abhing.

Hier sind 50,000 Rubel, sagte er zu diesem, jetzt geben Sie gefälligst Acht. Ich weiß, daß es nur von Ihnen abhängt, meine Erbschaftsangelegenheit zu Ende zu bringen. Hier haben Sie die Hälfte von diesen 50,000 Rubeln, die andere Hälfte erhalten Sie, sobald die Sache geordnet ist.

Mit diesen Wortrn riß der Fürst das Papiergeld mitten voneinander und übergab dem Beamten buchstäblich die eine Hälfte seiner 50,000 Rubel.

Seines Erfolges gewiß, fuhr nun der Fürst wieder nach Hause.

Es vergingen wenige Wochen, da sandte der Fürst dem Beamten die andere Hälfte der 50,000 Rubel, denn diese originelle Operation hatte Wunder gewirkt. Der Prozeß war entschieden und der Fürst erhielt seine Erbschaft.

Auf diese Weise kommt man in Rußland zum Ziele.

Und wer kein Vermögen hat?

Für den giebt es nur einen Rath, wenn er nicht etwa durch hündische Demuth zum Ziele kommen kann:

Das Unvermeidliche über sich ergehen lassen, und die Polizei, die Beamtenwelt, nicht durch etwaiges Pochen auf sein Recht zu erzürnen.

Das thut der Russe auch nicht, denn er kennt seine Zustände.

Die Polizei in Rußland gleicht der Inquisition.

Sie ist allgemein verhaßt und allgemein gefürchtet.

Der Kaiser allein vermag Recht zu schaffen, wenn es das Geld nicht thut.

Aber ist der Kaiser ein Gott?

Mit dem besten, energischsten Willen für unpartheiische Gerechtigkeit ist es dem Kaiser nicht möglich, den Fluch eines Systems zu beseitigen, das nicht er, das die Nation sich selbst geschaffen.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Der sibirische Wolf.

Theewärme und Liebeskälte. — Circe und der Prinz. — Der Fürst T...

Der Prinz L...w suchte mir auf jede Weise die Langweiligkeit eines Sommeraufenthalts in Petersburg angenehm zu machen. Er bat mich, ihm, wenn ich mich an Petersburg überdrüssig gesehen, bis zum Herbst oder für einige Wochen auf seine Güter zu folgen.

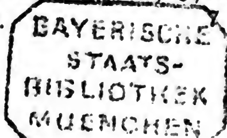
Wenn Sie dann nach Petersburg zurückkehren, sagte er, werden Sie diese Stadt wie durch Zauber verändert finden.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

Es mag sein, sagte ich ihm, daß man dann auf der Newski Perspective und auf dem englischen Kai mehr noble Spaziergänger, eine weit größere Anzahl Equipagen sieht, und, setzte ich lachend hinzu, daß man die Aussicht —

Auf die schöne Eisbahn der Newa — fiel der Prinz ein.

Nein, nein, rief ich, das wollte ich nicht sagen, ich meine auf einige abgefrorene Nasen hat, daß man viele kostbare Pelze und viel Schnee sieht. Das Alles gebe ich Ihnen zu, mein



lieber Prinz, aber das ändert im Wesentlichen nichts, und ihr Petersburg kann und wird mir niemals gefallen.

Aber Sie finden doch wenigstens die Russen schön, sagte der Prinz L...w, und Sie werden sicher im Winter so viele schöne Männer sehen, wie in keiner Stadt.

Aber diese schöne Herren werden im Winter wie die Bären aussehen, versetzte ich.

Freilich, rief der Prinz lachend, die Russen können sich im Winter nicht wie Ihre Indianer kleiden.

Ich bezweifle auch sehr, replicirte ich, daß sie mir als solche gefallen werden.

Aber, meine liebe Lola, rief der Prinz L...w, was gehen mich die schönen Russen an. Ich glaube, daß ich meinen Patriotismus zu weit getrieben habe, indem ich Sie auf diese aufmerksam machte, und ich thue wohl gut daran, Sie wieder ein wenig an meine Person zu erinnern.

O, das haben Sie gar nicht nöthig.

Nicht nöthig? — Ei, desto besser.

Wo man nach Ihrer eignen Meinung so vielen hübschen Männern begegnet, wird ein häßlicher nicht leicht übersehen werden.

Wie, Sie erklären mich für häßlich?

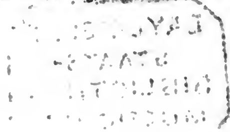
Nun, ein wenig hübscher könnten Sie immerhin sein.

Also werde ich wohl keine Hoffnung haben, daß Sie sich so recht fürchterlich in mich verlieben?

Recht fürchterlich verlieben? — Behüte mich der Himmel vor solcher Thorheit.

Wenn die Liebe eine Thorheit ist, so müssen Sie mir doch wenigstens zugeben, daß das weibliche Geschlecht für diese Thorheit geboren ist, und daß sie ihm recht gut steht.

Mein Herr Prinz, es wird kein Wesen geboren, um Thor=



heiten zu begehen. Die Thorheit bleibt unter allen Umständen etwas naturwidriges.

Dann ist die Liebe auch keine Thorheit.

Nein, aber sie kann Thorheit werden, und ist es, wenn sie, wie Sie zu sagen beliebten, recht fürchterlich wird.

Sie sind ja eine Wortklauberin, meine schöne Lola, versetzte der Prinz, nehmen Sie für recht fürchterlich „mit ganzer Seele" und die Sache wird sich ausgleichen.

Auch das ist noch zu stark, es ist ebensowohl eine Thorheit Jemanden mit ganzer Seele zu lieben, und ich behaupte, daß diese Liebe nur eine eingebildete ist.

Nun, dann nennen Sie die Liebe überhaupt eine Illusion.

Die Liebe bedarf nach meiner Meinung keiner Illusion, um Bestand zu haben. Die Illusion ist ihr nur schädlich, und daß man so oft im Leben die Illusion für Liebe nimmt, das ruft so viel Unglück, so viel Falschheit, so viel Thorheit hervor.

Und Sie nennen, Jemanden mit ganzer Seele lieben, ebenfalls eine Illusion?

Ganz gewiß. Dieses Uebergehen eines Wesens in das andere halte ich einmal für unmöglich, weil sich doch immer das „Ich" dazwischen drängen würde. Gesetzt aber, es ist einmal eine Natur zu dieser harmonischen Verschmelzung disponirt, so ist dies doch eine so äußerste Seltenheit, von so vielen ganz besonders eigenthümlichen Umständen abhängig, daß mir wahrlich erst von Millionen ein Weib kommen soll, welches dieses von sich zu behaupten wagen darf. Den Männern spreche ich aber die Befähigung, mit ganzer Seele zu lieben, gänzlich ab, weil sie einen unter allen Umständen zu stark vorherrschenden Egoismus haben.

Meine theure Lola, sagte der Prinz lächelnd, nach der

Weise, in welcher Sie die Männer beurtheilen, fehlt es Ihnen, wie ich mir zu bemerken erlaube, eben auch nicht an Egoismus, indeß urtheilen Sie über uns wie Sie wollen, und wenn Sie nicht mit ganzer Seele lieben können, nun, so bitte ich Sie, mich so innig, wie es Ihnen möglich, lieb zu haben.

Dieser Antrag ist respectabel, versetzte ich, und ich hoffe, daß wir uns auf diese Weise sehr gut vertragen werden.

Es war Abend und wir nahmen den Thee zu uns. Der Thee ist bekanntlich das Lieblingsgetränk der Russen. Er wird sehr gut und stark und in ungeheurer Masse getrunken. Ein Paar Dutzend Tassen ist Regel, ich habe aber auch schon Personen, Männer und Frauen, über funfzig mäßig große Tassen leeren sehen. Freilich geschah dieses bei einer Kälte, die für Jeden tödtlich wurde, der das Haus verließ, ohne mit dreifachem Pelze vom Kopfe bis zum Zehe bedeckt zu sein.

Natürlich erhitzte der Thee an diesem lauen Sommerabend um so mehr. Prinz L...w wurde aufgeregt und begann sich über meine Kälte zu beklagen.

Ich aber fand es bei einem Russen komisch, sich sogar im Sommer über Kälte zu beklagen.

Der Prinz versicherte mir dagegen, daß ein kaltes Herz da, wo man ein warmes finden möchte, unerträglicher, als die sibirische Kälte sei.

Es thut wir leid, daß ich keine Circe bin, entgegnete ich, ich würde Sie sonst augenblicklich in einen sibirischen Wolf verwandeln, um Sie gegen diese Kälte unempfindlich zu machen.

Als ich diese Worte ausgesprochen hatte, machte der Prinz plötzlich Miene, mich mit mehr Zärtlichkeit zu umfassen, als ich ihm gestatten wollte.

Ich rang mich von ihm los und erhob mich sehr unwillig über seine Undelikatesse.

Sie haben das Zauberwort einmal ausgesprochen, rief der Prinz mir nachspringend, Sie sind meine Circe, und vielleicht ohne daß Sie es wollten haben Sie mich schon in einen sibirischen Wolf verwandelt.

Um mich anzugreifen?

Um Kälte mit Kälte abzuwehren. Ich werde Ihnen jetzt ohne Barmherzigkeit ein Paar eisig kalte Küsse geben, und Sie so unbarmherzig kalt umarmen, daß Sie gewiß recht warm werden sollen.

Der Prinz L...w machte in der That alle Anstalten, seine abscheuliche Drohung auszuführen. Glücklicher Weise war das Fenster, bis zu welchem ich mich zurückgezogen hatte, geöffnet, ich warf einen Blick hinaus und bemerkte den Fürsten T..., welchen ich durch den Prinzen L...w kennen gelernt hatte. Er blickte zu meinen Fenstern hinauf und ich winkte ihm zu und hatte gleich darauf das Vergnügen ihn bei mir eintreten zu sehen.

Auf diese Weise entging ich glücklich dem sibirischen Wolfe in Prinzengestalt.

Ich hatte aber den Anfang zu der Erfahrung gemacht, daß diese russischen Großen, selbst wenn sie sehr gebildet sind, ungemein leicht das Naturell der sibirischen Wölfe annehmen können, daß sie Alle mehr oder minder eine oft nur oberflächlich verdeckte Wildheit besitzen, und daß es in der That oft nur Eines Zauberwortes bedarf, um diese hervortreten zu machen.

Um den Prinzen ein wenig zu zerstreuen, schlug ich ihm eine Lustfahrt auf der Newa vor. Er ging auf meinen Vorschlag ein und auch der Fürst T... nahm Theil.

So konnte ich mir denn einmal Petersburg vom Wasser aus besehen.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Das Fest in Peterhoff.

Russische Sonntagsfeier. — Eigenthümliches Glockengeläute. — Gardeoffiziere in Schürzen. — Der Petersburger Rothschild. — Der Kaiser und die Polizei. — Der Kaiser in Peterhoff.

Die Russen, welche ihr Land niemals verlassen haben, wissen sich in den unleidlichen Polizeidruck, welcher daselbst herrscht, sehr leicht zu finden.

Diese Leute reflectiren sehr wenig, haben auch im Grunde sehr wenig Stoff bei einem so lautlosen, keinen höhern Interessen zugewandten Leben, und es ist ein Glück für sie, wenn sie eben keinen Stoff haben, weil ihnen so alle Veranlassung fehlt, es äußerlich merken zu lassen, daß sie über Gegenstände eigene Gedanken haben, wo nur Ein Gedanke herrschen soll, der der Unterthänigkeit. Aber Jemanden, der sich in der Welt umgesehen hat, der Petersburg besucht, nachdem er London und Paris kennen gelernt hat, wird es ganz unmöglich sein, nicht über die Zustände dieser verschiedenen Städte Vergleiche anzustellen und die Mängel einzusehen, welche doch in Rußland so auffällig sind, natürlich eben nur für den Fremden.

Der Sonntag wird in Rußland nicht so strenge, wie in

England gefeiert. Die Kirchen sind zwar besucht, aber alle Läden sind wie an Werkeltagen geöffnet. Sehr amüsant war mir der Anblick einer Sonntagsparade, die vor dem Winterpalais abgehalten wurde. Man denke sich eine Menge glänzender Offiziere — mit weißen Schürzen vor. Es ist bekannt, daß der Kaiser ungemein viel auf die Sauberkeit seiner Garde à cheval giebt. Ihr militärischer Putz ist von ungemein zarter Natur, und bei dem Schmutz und dem Staube, der in allen Straßen in Petersburg, mit Ausnahme derjenigen, durch welche der Kaiser fährt, beständig vorherrschend ist, ist es allerdings schwer, sich sauber zu erhalten. Aus dem Grunde schützen sich die Offiziere durch ihre Schürzen, die sie natürlich abbinden, sobald sie aus dem Wagen steigen.

Sehr lästig wurde mir namentlich am Sonntage das sonderbare Geläute in den russischen Kirchen. Die Glocken werden nämlich in Petersburg — ich weiß nicht ob es überall so in Rußland ist — nicht geschwungen, sondern es wird auf sie gehämmert, was einen barbarischen und höchst unharmonischen Spectakel hervorbringt.

Viel Interesse flößte mir ein kleines Landhaus an der Newa ein, welches ehemals dem Günstling des Kaisers Alexander, Narischkin, gehörte. Es sollen hier nicht selten Orgien gefeiert worden sein, welche denen zu Ludwigs XV. Zeiten nichts nachgeben. Bekanntlich hatte der Kaiser mit der schönen Frau von Narischkin ein Verhältniß sehr zarter Natur.

Jetzt ist es hier ganz anders. Auch dies wenige Maß von Poesie ist von Petersburg gewichen. Das galante Petersburg ist zu Grabe gegangen oder hat eine ehrbare Maske, die den Sittlichkeitsmaximen des jetzigen Kaisers mehr conform sind, angenommen, und das Landhaus liegt jetzt verödet und verfallen da, ein Zeichen der Unbeständigkeit alles Menschlichen.

Lustig kam mir auch die Prozedur vor, welche die Russen an ertappten Dieben vornehmen. Man prügelt sie weidlich durch und läßt sie laufen. Diese Art Volksjustiz scheint den Russen, trotz der ungeheuren Bevormundung, welche sich auf die geringsten Kleinigkeiten erstreckt, concessionirt zu sein.

Am Tage vor dem Feste in Peterhoff kam ich auch mit dem russischen Rothschild, dem Baron Stieglitz, in Berührung. Ich kassirte eine bedeutende Summe Geldes bei ihm ein. Stieglitz ist ein getaufter Jude und hat schon einmal, wie ich hörte, Bankerott gemacht. Aus diesem Falle hat er sich glänzend emporgeschwungen und sein Kredit steht jetzt unerschütterlich fest, da er nun über unermeßliche Summen zu disponiren hat.

Auf das Fest zu Peterhoff, in der ganzen Welt bekannt, war ich, wie es sich denken läßt, ungemein gespannt. Ich hatte den Kaiser bis jetzt noch nicht gesehen, und an diesem Tage bewegt er sich zwangslos unter dem anwesenden Volke. Der Prinz L...w, der Fürst T..., noch eine sehr liebenswürdige junge Dame und ich hatten uns verabredet dieses Fest gemeinschaftlich zu besuchen.

Erst in Peterhoff machte ich die Erfahrung, daß Petersburg eine Einwohnerzahl habe, die nahe an 500,000 gränzt. Das Gewühl an diesem Orte überraschte mich. Ich hatte endlich einmal einen Gesammtüberblick über die ganze Bevölkerung der Hauptstadt eines der mächtigsten und größten Reiche der Welt. Ich muß gestehen, diese Ordnung bei aller anscheinenden Unordnung, diese Ruhe bei allem tobenden Lärm einer heiter bewegten Menschenmasse auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt, imponirte mir auf den ersten Augenblick. Es waren allerdings hier wie überall eine große Anzahl Polizisten in und jedenfalls auch ohne Uniform,

aber was will das heißen bei Tausenden von Equipagen und Hunderttausenden von Menschen, und noch dazu so lang bebärteten Russen? Aber bald sah ich ein, daß die Ruhe bloß die Folge einer gedrückten Stimmung war, die so zu sagen dem russischen Charakter nicht von Natur angeboren, aber gewaltsam aufgepfropft ist, und daß die Ordnung die Folge der Furcht war, welche über dem Russen bei jedem Athemzuge wie das Schwert des Damokles hängt, welche ihn überall wie ein unheildrohendes Gespenst umschwebt.

Ich habe später den Kaiser öfterer und bei vielen Gelegenheiten in der Nähe gesehen, ich habe gesehen, wie er sich inmitten des Volkes bewegt, und ich muß gestehen, diese Furcht des Russen war mir trotz Allem unerklärlich. Aber ich habe bemerkt, daß die Polizei, dieses Gespenst, welches dem Russen das Athmen erschwert, selbst schüchtern aus der Nähe des Kaisers, oder sobald er sich irgendwo blicken läßt, verschwindet, aber auch eben so rasch aus ihrem Verstecke hervorkriecht, sobald der Kaiser weiter zieht. Hat in Rußland die Polizei vor dem Monarchen Angst, oder kann dieser die Polizei, so unentbehrlich sie ihm ist, nicht leiden? Diese Fragen warf ich mir selbst auf, denn sie an Jemand anders zu richten, wäre sicher lebensgefährlich gewesen. Ich glaube, so antwortete ich mir, daß Beides der Fall sein mag. Die Polizei, wie alle Beamten, schweben in ewiger Angst vor dem Kaiser, weil so wenige ein reines und gutes Gewissen haben, denn welcher bestechliche Beamte könnte das haben? und weil ihre Existenz, ihr Leben von einem Augenbraunenzucken des allmächtigen Monarchen abhängen. Diese Allmacht des Kaisers ist, ohne daß er es selbst vielleicht ahnt, trotz dem gerechtesten, menschlichsten Gebrauch, den er von ihr machen möchte, Rußlands Alp. Denn statt daß die Behörden sie fürchten sollten, suchen

sie dieser Furcht durch Heuchelei, durch Lüge zu begegnen. So ist der Kaiser beständig von einem undurchdringlichen Lügengewebe umgeben, die Beamten zittern vor dem Blitzstrahle, der es durchbrechen könnte, und diese beständige Furcht der Beamten lastet bleischwer auf dem Volke. Denn dieses hat keine Ursache den Kaiser zu fürchten, und der Russe liebt in der That seinen Kaiser mehr als es ihn fürchtet, aber es hat alle Ursache, eine Beamtenwelt zu fürchten, um die es geschehen wäre, wenn der Kaiser die Wahrheit erführe.

Diese Furcht, so sehr gerechtfertigt sie ist, ist übrigens bei dem Russen mehr Instinkt als Bewußtsein.

Das ist das unglückliche Resultat einer unfreien Consequenz der Prinzipien, die mit der Zeit das Entgegengesetzte von dem hervorbringen werden, was beabsichtigt wird.

In der Politik, im Völkerleben lassen sich für die Dauer keine Systeme verfolgen, die Völker lassen sich nach keinem Schema regieren, oder vielmehr die Naturgesetze nehmen und geben eine andere Richtung, als die Systeme der Großen oder die Staats-Compendien der Professoren.

Wir durchwanderten die herrlichen Alleen des kaiserlichen Parkes. Eine Menge Soldaten waren mit den Vorbereitungen zur Illumination beschäftigt. Die Wasserkünste vor dem Schlosse waren in Bewegung gesetzt. Hier war der meiste Andrang des Publikums. Einen schönen Anblick, der in Petersburg allerdings alltäglich wird, gewährten die mannigfachen, malerischen Trachten. Eine Budenstadt, über Nacht aufgebaut, vermehrte den eigenthümlichen Anblick.

Wir hatten den Weg in der Equipage des Prinzen L...w gemacht, wir mußten oft länger als eine Viertelstunde anhalten, so fürchterlich war das Gedränge, dabei konnten Streitigkeiten der Kutscher miteinander nicht ausbleiben. Die Kut-

scher hoher Herrschaften geriethen auch zuweilen mit der Gens-d'armerie in Streit, und die Schimpfworte, welche zuweilen gewechselt wurden, waren der Art, daß meine Begleiter sie zu übersetzen Anstand nahmen.

Endlich waren wir glücklich am Ziele, aber an ein Unterkommen war nicht mehr zu denken. Wir mußten uns darin fügen, unsern Wagen als Haus zu betrachten und nöthigenfalls darin schlafen. — Bald nach unserer Ankunft sahen wir einen stattlichen Offizier dicht an uns vorüber sprengen, meine Begleiter flogen in die Höhe und grüßten. Der Offizier wurde von allen Seiten begrüßt und grüßte freundlich zurück.

Es war der Kaiser.

Wir verließen endlich unsere Equipage und streiften im Park herum. Ich machte an diesem mir unvergeßlichen Tage eine Menge Bekanntschaften, die mir in der Folge, als ich in Petersburg auftrat, sehr nützlich wurden. Ich habe mich besser amüsirt, als ich mir vorgestellt hatte.

Den Kaiser sah ich mehrere Male. Er begrüßte mich auf die edelste und freundlichste Weise. Ich hatte ihn mir nicht so männlich schön gedacht. Es fiel mir auf, daß er an diesem Tage öfter die Uniform wechselte. Jede stand ihm gleich gut. Ich dachte mir, daß er den verschiedenen Truppentheilen damit eine Freude machen wollte.

Ueberhaupt machen sich die russischen Offiziere, und namentlich die von der Garde, ungemein gut. Es sind schöne Leute, und ich sah es gern, daß mir meine Begleiter verschiedene ihrer nähern Bekannten, welche sich unter der Garde befanden, vorstellten.

Als ich die kaiserliche Familie, von behelmten Leibgardisten und bepanzerten Kaukasiern gefolgt, herumfahren sah, wurde

ich unwillkührlich an Indien und an das Gefolge der Prinzen von Kaboul erinnert.

Beim einbrechenden Abend, als Tausende von Leuchten den schattigen Park tageshell machten, nahm das Gewühl noch überhand. Man sah jetzt eine Masse komischer Scenen. Die Lustigkeit des Volkes stieg je mehr und mehr, und es hat überhaupt etwas sehr Eigenthümliches, wenn eine so große Masse Fröhlicher, Männer und Frauen, in buntem Gemisch durcheinander die Nacht durchschwärmen.

Ich dachte mir, wie dieses Volksgewühl in einem solchen Feuermeer, in einer so lauen Nacht sich gestalten würde, wenn diese Leute statt Russen Franzosen wären, und ich machte sehr interessante Vergleichungen.

Indeß erkannte ich, daß auch die Russen unter Umständen, namentlich wenn sie den edlen Branntwein in großer Fülle genossen haben, recht sentimental sein können. Ich sah, wie selbst die Männer sich küssend umarmten und zärtlich Brüderchen und Gott weiß wie sonst noch nannten.

Auch gegen das weibliche Geschlecht wurden sie auf ächt russische Manier galant. Die Mädchen ließen sich übrigens die Küsse der Bärtigen recht gut gefallen.

Als wir uns endlich satt gesehen und müde gegangen waren, nahmen wir einige Erfrischungen zu uns, und machten uns, voll von den Eindrücken dieses Tages, auf den Heimweg.

Der Prinz und der Fürst hatten nicht übel Lust im Wagen einige Scenen, die wir in der Nacht im Parke gesehen, nur auf etwas feinere Weise, zu wiederholen.

Von Müdigkeit überwältigt war ich und die andere Dame eingeschlafen, in der Hoffnung, daß unsere Begleiter es uns im schlimmsten Falle nachmachen würden.

Diese Herren aber hielten uns wahrscheinlich für ein Paar

Töchter des großen Gottes Morpheus und richteten sich ein in unsern Armen ein Schläfchen zu machen.

Morpheus aber hatte uns die Augen nicht fest genug zugedrückt, und ein Paar Küsse verriethen uns noch zeitig genug die verrätherische Absicht der beiden Herren.

Natürlich fingen wir an zu schmollen, aber die Herren wurden nicht im Geringsten verlegen, als wir die Augen aufschlugen. — Sie machten es wie die Fetischanbeter und beteten unsere Augen an wie die Sterne.

Meine Gefährtin aber rief mit zorniger Stimme dem Kutscher zu:

Stupai! Stupai! Vorwärts! Vorwärts!

Und als sie endlich ihre Wohnung, welche ein Paar Häuser von der meinigen war, erreicht hatte, stieg sie mit einem: **Slawa Bogu!** (Gott sei gelobt!) aus.

Die Herren lachten und küßten ihr zärtlich die Stirne, und bald darauf befand auch ich mich sicher in meiner Behausung.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Petersburger Paläste.

Die Hütte Peters des Großen und Menschikoffs. — Der Winterpalast. — Die Eremitage. — Der Taurische Palast. — Sarskoje-Selo. — Kawodku. — Wie man in Rußland Böcke zu Gärtnern einsetzt.

Wenn man eine Nacht in Petersburg sehr unruhig geschlafen hat, so ist das weit unangenehmer, als wenn uns das anderswo passirt. In London und Paris macht uns der Tag die Nacht vergessen, in Petersburg empfindet man immer Anlaß zum Schlafe, und es ist übel, wenn die innere Stimmung ihn nicht zuläßt. Es geht uns in Petersburg wie bei der Betrachtung einer schönen Landschaft, man wird zur Bewunderung hingerissen, so oft man sie ansieht, aber man kann sie unmöglich lange ansehen, ohne dabei gänzlich zu ermüden. In Petersburg bewundert man stets die großartigen, imposanten Perspectiven; wenn aber der Blick ermüdet, wenn der Geist nach Abwechselung sucht, er findet Nichts. Es ist Alles kolossal, Alles herrlich und wunderschön — bis auf das Leben.

Puschkin, welchen nicht allein die Russen ihren Byron nennen, hat von Petersburg in einem seiner Gedichte sehr wahr gesagt:

Eine prachtvolle Stadt, eine armselige Stadt, ein regelmäßiger Anblick, Eintönigkeit, Trauer, Kälte, Granit — St. Petersburg.

Man frägt sich vergebens, wo die nahe an 500,000 Menschen stecken, welche in Petersburg leben. Sie verlieren sich in der ungeheuren Stadt, in den ungeheuren Straßen, auf den ungeheuren Plätzen. Es scheint, als würde die Stadt von Palästen und Kirchen, statt der Menschen, bewohnt. Ich glaube, wenn hier, wie in London, 2,000,000 Menschen wohnten, es würde in Petersburg dennoch leer aussehen.

Diese Stadt erschien mir immer wie die Prunkstube einer bürgerlichen Familie, immer geputzt, immer in schönster Ordnung, und wie eine Kirche, wie eine wahrhaft heilige Stadt, immer geräuschlos und still.

Eines der prächtigsten Gebäude in Petersburg ist die Isaakskirche. Der Bau ist unter Katharina II. begonnen. Ihre Mauern sind von ungeheuren, grauen Marmormassen eingefaßt. Die Eingangshallen sind von rothen Granitsäulen, deren Höhe sechs und funfzig Fuß beträgt, gestützt. Das vergoldete Dach ist von gigantischen Engelstatüen aus Erz umgeben.

Den Bau, welchen Katharina II. in Marmor begonnen hatte, setzte Kaiser Paul in Ziegeln fort. Dieses Factum ist einem armen Unglücklichen theuer zu stehen gekommen, wenn die entsetzliche Geschichte, welche ich gehört habe, sich wirklich so verhalten sollte. Es ist kaum glaublich. Man entdeckte nämlich unter Pauls Regierung ein an die Mauer der Kirche geheftetes Epigramm, welches folgendermaßen lautete:

Seht diesen Bau, er deutet euch
Das Sonst und Jetzt in unserm Reich:
Dies Backstein, jenes *) Marmor gleich.

*) Die Zeit Katharina's II.

Der Kaiser Paul befahl der Polizei, ihm den Pasquillanten unter allen Umständen zu entdecken, und diese, der Alles daran lag, den Glauben an ihre Unfehlbarkeit zu erhalten, bezeichnete, da sie den wirklich Schuldigen nicht ausfindig zu machen wußte, den ersten besten als Pasquillanten; dem Unglücklichen wurde die Zunge ausgeschnitten. Erst nach des Kaisers Tode kam seine Unschuld, da sich der Pasquillant nannte, an den Tag.

So imposant der Anblick der herrlichen Isaakskirche auch ist, nachdem ich diese gräßliche Geschichte gehört hatte, konnte ich nicht ohne Schaudern an ihr vorübergehen.

Nach ihr erscheinen als die größten und imposantesten Gebäude:

Das Senatsgebäude mit seiner kolossalen Reiterstatüe Peters des Großen, der Winterpalast, und neben diesem die Eremitage, das Admiralitätsgebäude und noch viele andere Paläste und Statüen zieren den unermeßlichen Admiralitätsplatz. Keine europäische Stadt hat einen ähnlichen aufzuweisen. — Durch die Güte des Prinzen L...w wurde es mir leicht, das Innere der Gebäude zu sehen, von welchen mich der Winterpalast und die Eremitage, berühmt durch die Kaiserin Katharina, besonders anzogen.

Ich hatte zuvor den Palast oder wenigstens die Czaarenwohnung gesehen, welche ehemals die einzige in Petersburg war. Unfern der Festung nämlich, an der Newa, steht ein hölzernes kleines Haus, das aus zwei Zimmerchen und einer Küche besteht. Dieses Häuschen war die Residenz Peters des Großen. Unfern desselben bewohnte Menschikoff ein gleiches Häuschen, in welchem er die Gesandten empfing. Peters Haus ist jetzt mit einer steinernen Mauer umgeben. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten, welche an den großen Mann

erinnern, ein Heiligenbild, welches ihn in allen Schlachten begleitete, das Modell eines kleinen Schiffes und einen Stuhl, welche beiden Dinge er selbst angefertigt haben soll.

Wie einfach, wie genügsam doch die wahrhaft großen Männer sind, dachte ich, als ich dieses merkwürdige Haus sah, welches wie die Bude eines Straßenwächters aussah.

Man denke sich nun dagegen den ungeheuren Winterpalast, der so groß wie eine kleine Stadt ist und über dreitausend Menschen beherbergt.

Die bemerkenswerthesten Zimmer des Winterpalastes sind: der Mohrensaal. Hier befindet sich eine Vorrichtung, mittelst welcher die Kaiserin sitzend in die zweite Etage hinaufgewunden werden kann. Von dem Mohrensaal kommt man in die Gemächer der Kaiserin, welche eine prachtvolle Aussicht nach der Neva gewähren. Hier herrscht der höchste Luxus und der feinste Geschmack. Der Gesellschaftssaal mit seinen wunderschönen Malachitsäulen entzückte mich. Vor dem Brande waren statt derselben Jaspissäulen. In der Gallerie der Generäle sah ich die Bilder der drei Monarchen der heiligen Alliance, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III., in Lebensgröße. Auch der Georgensaal mit dem Throne übertrifft Alles, was ich bisher gesehen hatte, an Pracht. Mit ihm in Verbindung stehen die Zimmer des Königs von Preußen, welche demselben und der königlichen Familie bei ihrer Anwesenheit in Petersburg zum Aufenthalte dienen.

Der Erbauer des Palastes, unter der Kaiserin Elisabeth, war der Italiener Rastrelli, welcher dafür in den Grafenstand erhoben wurde. Allein bald fiel er wieder in Ungnade, und der Erbauer des größten Palastes der Welt starb als ein Bettler in Elend und Dürftigkeit.

Bekanntlich braunte der Palast im Jahre 1837 gänzlich

ab, und ist nach dem Willen des Kaisers in einem Jahre wieder erbaut worden. Der Bericht von Custine über diesen schnellen Wiederaufbau, der nach diesem Schriftsteller Tausende von Menschenleben gekostet haben soll, klingt wahrhaft entsetzlich. Ich habe in Petersburg genauere Erkundigungen darüber einzuziehen versucht, aber trotz vieler Anstrengungen gelang es mir nicht, Bestimmtes zu ermitteln.

Man hatte dem Kaiser von verschiedenen Seiten gegen seinen Plan, den Palast so schnell wieder herstellen zu lassen, Einwendungen gemacht, die Höflinge aber bestärkten den Kaiser in seiner Absicht, und einer von ihnen übernahm die Leitung des Baues. Dieser Höfling war ein Freund des Araschajeff oder vielmehr ein Schüler dieses unter der Regierung Alexanders zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Mannes. Dieser Araschajeff übte einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander, und stand selbst wieder unter der Herrschaft einer Frau, die ihn oft zu den empörendsten Grausamkeiten getrieben haben soll, bis sie endlich von einer Sklavin umgebracht wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Schwester dieser Sklavin war als Liebling der Gemordeten glänzend erzogen, aber in einem Anfalle von toller blutdürstiger Laune auf ihren Befehl zu Tode gegeißelt worden. Dafür rächte sich die Schwester durch den Mord der grausamen Herrin. Araschajeff ließ ihre sämmtlichen Diener knuten, schickte sie nach einer entlegenen Stadt zu einem befreundeten Gouverneur, wo sie der entsetzlichsten Behandlung erlagen.

Kaiser Nikolaus soll bei einer Besichtigung des Hospitals dieser Stadt noch einige Ueberreste dieser Unglücklichen, einige ganz entfleischte Wesen, gefunden haben. Ein Beamter hatte Muth genug, ihm die Ursache mitzutheilen. Indeß war Ara-

schajeff schon in Ungnade gefallen und in der Verbannung gestorben.

Von dem Höflinge, welcher in solcher Schule gebildet war, konnte man das Gräßliche wohl erwarten, welches Custine von ihm erzählt. Beamte, welche dem Kaiser sehr nahe stehen, haben indeß Alles in Abrede gestellt. Daß dann und wann Einer der vielen Tausende Arbeiter, welche im Winterpalaste beschäftigt waren, gestorben sein mag, geben sie zu. Indeß habe ich doch auch in Erfahrung gebracht, daß der Quaß wirklich die Hauptnahrung der Leute gewesen sein soll.

Der schnelle Aufbau rächte sich bekanntlich schon dadurch, daß die Decke des St. Georgensaales, welcher zu einem großen Feste eingerichtet wurde, kurz zuvor einstürzte. Einige Tage später und der Kaiser, die kaiserliche Familie und die Großen des Reiches wären unter ihren Trümmern begraben worden.

Es scheint überhaupt ein eigenthümliches Verhängniß auf allen diesen colossalen Steinmassen, auf diesen ungeheuren Palästen zu ruhen.

Die Erbauer derselben sind fast alle im Elende gestorben. Die Erbauer der Senats- und Admiralitätsgebäude starben in großer Dürftigkeit. Die Erbauer der Kasan'schen Kirche und des steinernen Theaters nahmen sich selbst das Leben.

Man weiß, daß schon öfter die Befürchtung ausgesprochen worden ist, Petersburg könnte eines Tages eben so rasch wieder vom Erdboden verschwinden, als es zauberhaft schnell emporgeschossen ist. Zu dieser Befürchtung giebt theils der sumpfige, morastige Boden, theils das schlechte Material der Gebäude, theils die strenge Kälte Veranlassung. Die Häuser, welche nicht, wie es zum größten Theil geschieht, alljährlich

neu übertüncht werden, haben ein Aussehen, welche diese Befürchtung gar nicht so sehr unwahrscheinlich macht.

Prächtig sind die Kirchen in Petersburg, bewundernswerth der Reichthum an Diamanten und Gefäßen. Die Petersburger Kirchen haben alle einen großen Thurm in der Mitte, welcher von kleineren Thürmen umgeben ist. Die Thürme haben eine Bedachung von grün angestrichenem Eisenblech, welches gegen die weiß angestrichenen Mauern der Kirche dem Auge einen wohlthätigen Contrast darbietet.

Unfern der Kirche Smolnoi liegt der sogenannte taurische Palast, welchen Potemkin hat bauen lassen. In diesem Palaste hat Potemkin seiner Kaiserin Katharina, deren Liebling er war, die herrlichsten Feste gegeben. Paul in seinem Hasse *) gegen Alles, was an seine Mutter erinnerte, ließ unter seiner Regierung diesen prachtvollen Palast zu einer Kaserne umgestalten. Jetzt ist er wieder vollkommen restaurirt und dient zur Wohnung des Großfürsten.

Nachdem ich alles Merkwürdige in Petersburg gesehen hatte, nahm ich die Umgegend in Augenschein. Peterhof hatte ich bereits gesehen, und nun fuhr ich per Eisenbahn nach Sarskoye=Selo, ungefähr vier Meilen von Petersburg gelegen. Wie diese Stadt der Paläste selbst, so waren alle die schönen Anlagen, alle die Flecken, welche jetzt zu einem nicht reizlosen Sommeraufenthalt der reichen Bewohner von Petersburg und der Großen dienen, ehemals Sumpf und Morast. Man muß gestehen, daß in dieser Beziehung Erstaunliches geleistet worden

---

*) In Veranlassung dieses Hasses, welchen Manche zu widernatürlich finden, geht das Gerücht, daß Paul nicht der Sohn der Kaiserin, sondern ein für ein todtgebornes untergeschobenes Kind sei. Ich vermag nicht zu beurtheilen, was Wahres an diesem Gerüchte ist.

ist. Sarskoye-Selo ist ein allerliebster Ort, mit breiten Straßen und niedlichen Häusern, einem schönen Park und einem Arsenal. Es enthält dieses Rüstungen aller Völker und aller Zeiten. Auch befindet sich hier eine Rüstung, welche vierzig Pfund wiegt, die der Kaiser Nikolaus bei einem Tourniere ohne Mühe getragen haben soll. Die alten Ritter haben übrigens weit schwerere getragen, indeß ist es für einen Mann des 19. Jahrhunderts immer schon genug, und ich glaube wohl, daß einige hohe Herren, die es dem Kaiser nachgemacht hatten, noch Wochen lang die Nachwehen dieser Bürde empfanden, die allerdings schwerer als eine kaiserliche oder königliche Krone wiegt. Sehenswerth sind noch zwei köstliche sammtne, mit Diamanten gestickte Satteldecken, welche der Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten dem Kaiser zum Geschenk gemacht hat, die eine, so viel ich weiß, nach dem Frieden von Adrianopel.

Minder ergötzlich, aber doch auch sehenswerth, fand ich einige Torturinstrumente, welche an die alte Barbarei erinnerten. Darunter auch eine Birne, eine sogenannte Angstbirne von Eisen, welche dem Unglücklichen in den Mund gesteckt wurde, und welche auf den leisen Druck einer Feder den Mund nach allen Seiten gewaltsam ausweitet. Die auf diese Weise Gefolterten blieben sicher ihr ganzes Leben hindurch, falls sie sonst die Tortur überstanden, großmäulig. Ich erinnere mich, eine ähnliche Birne während meines Aufenthalts in Hamburg gesehen zu haben, welche aber hauptsächlich dazu bestimmt war, das Schreien der armen Gemarterten zu verhindern, und sie somit der letzten Wohlthat, in ihrem rasenden Schmerze auszutoben, zu berauben.

Das Schloß zu Sarskoye-Selo ist prächtig und wahrhaft feenhaft. Ein Zimmer, welches die Kaiserin Elisabeth bewohnt haben soll, ist mit Lapis Lazuli getäfelt, ein zweites

mit Perlmutter, ein anderes endlich ist ganz und gar mit Bernstein ausgelegt. Man sagte mir, daß dieses Zimmer sich ehemals im Palaste Monbijou zu Berlin befunden haben soll, und daß es Peter der Große von Friedrich Wilhelm I. zum Geschenk erhielt. Ich weiß nicht, ob sich dieses wirklich so verhält. Mir kam es etwas sonderbar vor.

Es war gegen Abend, als ich von meiner Excursion nach Sarskoye-Selo nach Hause kam, fand ich meinen Tartaren schnarchend auf der untersten Stufe meiner Treppe liegen. Obschon man sich in vielen Häusern der Tartaren als Portiers bedient, weil sie sehr geizig und deshalb sparsamer, und dem Trunke, diesem in Rußland so heimischen Laster, weniger ergeben sind, so schien mein Tartar doch in einem sehr zweideutigen Zustande zu sein. Es gelang mir mit vieler Mühe und nach einigen Fußtritten, die ich ihm auf die möglichst unsanfteste Weise gab, ihn aus seinem Schlafe aufzurütteln. Er sah mich mit großen Augen an, erhob sich sehr langsam, und streckte mir, bevor er Platz machte, die Hand entgegen.

Was willst Du? fragte ich erstaunt.

Ein „na wodku," versetzte er mit der größten Ruhe.

Ein Trinkgeld? wofür?

Dafür, daß ich Ew. Gnaden Platz machen muß, versetzte der Tartar mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit.

Das Na wodku ist eine der beliebtesten Redensarten der Russen und zwar nicht allein der untern Klassen. Sie ist so stereotyp, daß man auch nicht den geringsten Dienst, ja nicht das geringste Recht erlangen kann, ohne einen solchen Tribut der russischen Habsucht zu entrichten. Selbst höhere Beamte scheuen sich nicht, ein solches na wodku nicht nur nicht abzuschlagen, sondern sogar zu fordern, und daher ist auch die Le-

gende, welche ich in Petersburg über dieses nawodku gehört habe, eben so charakteristisch wie ergötzlich.

Als nämlich Gott die Welt und Alles, was auf und in ihr ist, erschaffen hatte, schuf er am Ende auch den Russen. Kaum war dieses erste naive Gotteskind lebendig, so streckte es Gott die Hand entgegen und forderte sich ein na wodku. Und wofür, mein lieber Sohn? fragte der Schöpfer höchst verwundert. Hospodin pomilui, Herr erbarme dich mein, versetzte der gute Russe, dafür, daß ich so lange habe warten müssen.

In dieser Antwort ist auch das „erbarme dich" charakteristisch, eine Redensart, welcher sich der Russe oft bedient und gewöhnlich da anwendet, wo der Franzose sagt: „verzeihen Sie," und der Deutsche: „ich bitte um Vergebung" sich ausdrückt.

Ich gab dem noch schlaftrunkenen Tartaren einige Münze, und war noch sehr zufrieden, als er mir jetzt sehr höflich Platz machte und mir die besten Wünsche zur Nachtruhe mit in den Kauf gab. Denn diese Hauswächter sind oft sehr gefährliche Leute, und man kann von ihnen, wie von so vielen Menschen in Rußland, sagen, daß sie die Böcke sind, die man zu Gärtnern gemacht hat.

Ich habe hierüber einige sehr interessante Thatsachen gehört, die ich wieder erzähle, wie ich sie gehört habe, ohne daß ich es übernehmen kann, sie zu verbürgen.

Ein junger Bräutigam borgte sich am Hochzeitstage Diamanten für seine Braut, welche ihm in der Nacht gestohlen wurden. Bestürzt eilte er zum Polizeikommissär, ihm sein Unglück zu klagen. Aber wie erstaunt und entzückt war er zugleich, als der Polizeikommissär, nachdem er ihn angehört hatte, ihm eine Schublade seines Büreau's öffnete, und dem jungen Mann der gestohlene Schmuck entgegenglänzte. Kaum

fähig, ein Wort des Dankes auszusprechen, faßt er nach seinem Schmucke, den zu ersetzen er nimmer im Stande gewesen wäre. Aber der Kommissär streckte ihm lächelnd die abwehrende Hand vor. Er kostet sechstausend Rubel, sagte er. Der junge Mann sieht den Kommissarius ungläubig und erschreckt zugleich an, aber bald muß er gewahren, daß jener vollkommen ernsthaft gesprochen hatte. Auf seine Bitten, daß es ihm ganz unmöglich sei, eine so hohe Summe als Belohnung aufzutreiben, schloß der Polizeimann seine Schublade ruhig wieder zu, und alles Flehen des jungen Mannes war umsonst. Nun eilte der Unglückliche zu dem Vorgesetzten des Kommissarius, welcher aber kurz entgegnete: solche Beamten habe ich nicht.

Ein Arzt behandelte die Familie eines anderen Polizeikommissarius. Dieser bat ihn, ihm zu sagen, auf welche Weise er ihm erkenntlich sein könnte. Schenken Sie mir die Uhr da, versetzte der Arzt, indem er auf eine an der Wand hängende Uhr deutete. Es war die eigene Uhr des Arztes, welche ihm vor einiger Zeit gestohlen worden war.

Dem Fürsten M... wurde sein kostbarer Pelz gestohlen. Er machte die Anzeige bei der Polizei. Einige Tage darauf erschien bei ihm der Polizeisergeant, um ihm anzuzeigen, daß trotz aller Nachforschungen der Dieb nicht ausfindig zu machen sei. Aber wie erstaunt war er, als der Sergeant, den er hinausbegleitete, im Vorzimmer ruhig seinen Pelz, den er daselbst abgelegt hatte, wieder anzog, und diesen Pelz als den seinigen erkannte. Der Fürst konnte demungeachtet dem Sergeanten nichts sagen, er durfte höchstens darüber lächeln.

Ich habe gehört, daß nur Diejenigen, welche beim Hofe einen bedeutenden Einfluß haben, mit der Polizei, aber auch dann nur auf die vorsichtigste Weise, anbinden dürfen, und von dieser gefürchtet werden. So vermißte ein Minister des

Kaisers einmal im Theater eine große Summe in Papiergeld, welche er in seinen Pelz gesteckt hatte. Am andern Tage stellte ihm der Polizeiherr diese Summe wieder zu. Natürlich war der Minister über diese Wachsamkeit der Polizei sehr erstaunt. Einige Tage darauf fand der Bediente des Ministers die verloren geglaubte Summe Papiergeldes in dem Unterfutter des Pelzes. Die Polizei hatte ihm also das Geld zugestellt, um sich den Schein einer Wachsamkeit und der Promptheit zu geben, welche diesmal natürlich sich gründlich blamirte.

Die Bestechlichkeit und Gewinnsucht der russischen Beamten ist der wunde Fleck der russischen Verwaltung, welchen der Kaiser, trotz aller Strenge, nicht zu heilen vermag. Nach dem Sprüchworte, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, kommen höchst selten solche Dinge dem Kaiser zu Ohren. Dann werden sie allerdings strenge und rücksichtslos bestraft, denn der Kaiser ist sehr gerecht, aber unerbittlich. Aber das hilft Alles nicht. Der Kaiser Alexander, welcher das ebenfalls sehr gut gewußt haben soll, aber zu schwach war, gegen dieses so tief eingerissene Uebel energisch einzuschreiten, hat sich bei mehreren Gelegenheiten geäußert: Wenn meine Beamten nur wüßten, wo sie sie verstecken sollten, sie würden meine Linienschiffe stehlen. Ein anderes Mal soll er gesagt haben: Könnten sie mir meine Zähne im Schlafe ausziehen, ohne mich zu wecken, sie würden es thun.

Daß dieser sonderbare Ausspruch des Kaisers nichtsdestoweniger begründet war, zeigt folgende Thatsache.

Am hellen Tage wurden aus dem Garten des Großfürsten Michael zwei metallene Kanonen gestohlen. Dieser Diebstahl, da der Gegenstand doch eben nicht sehr transportable war, blieb lange Zeit, trotz der in Bewegung gesetzten Tausenden von Polizeiagenten, unerforschlich, bis man endlich die Diebe

ganz ruhig bei dem Zertrümmern des Metalls beschäftigt vorfand.

Freilich ist auch, wie ich allgemein gehört habe, die Besoldung der Beamten so geringe, und bei der so ungemein theuren Lebensweise in der Kaiserstadt so unzulänglich, daß die Beamten unmöglich mit dieser allein ihre Bedürfnisse bestreiten können. Das muß man zur Entschuldigung einer Unsitte sagen, an deren Ausrottung ohne Erhöhung sämmtlicher Besoldungen nicht zu denken ist.

Doch genug von dieser Seite russischen Lebens und Treibens. Europäische Civilisation und asiatische Formen stehen nun einmal in einem ewigen Widerspruche mit einander, und es wird mit Rußland nicht eher anders werden, bis Petersburg entweder in Constantinopel oder in Paris steht.

Neunzigstes Kapitel.

Die rechte Despotie.

Fürst und Bauer. — Der Kupitz. — Die Liebhaber auf dem Schaffot. Sitten und Gesetze. — Wie es sein müßte.

Meine Petersburger Bekanntschaft vermehrte sich nach und nach bedeutend, meiner Verbindung mit einigen sehr einflußreichen Männern hatte ich es zu verdanken, daß ich völlig unangefochten blieb. Unter meinen Liebhabern befanden sich viele Fürsten, Grafen und Prinzen, aber die russischen Großen sind eben nicht sehr liebenswürdig in Petersburg. Ich traf einige derselben, die ich in Paris kennen gelernt hatte, in Petersburg wieder. Unsere Bekanntschaft wurde bald wieder angeknüpft, aber wie verändert schienen mir diese Männer.

Obwohl kaum ein halbes Jahr seit unserer letzten Unterredung vergangen war, schien es mir doch, als sei ein ganzes Menschenalter über die Häupter dieser russischen Fürsten dahingestrichen, als seien sie plötzlich gealtert.

In Paris waren sie lebhaft, geistreich, ungezwungen, heiter, in Petersburg ruhig, höchst bedächtig, kleinlaut und ängstlich, Jedes Wort wurde auf die Wage gelegt, und wenn sie von politischen oder überhaupt nur von solchen Dingen spra-

chen, welche andere Gegenstände als das alltägliche Leben, berührten, geschah es mit der größten Zurückhaltung.

Ich hätte sehr Vieles nicht erfahren, wenn ich nicht mit einem jungen Manne bekannt geworden wäre, welcher die Absicht hatte, Petersburg und Rußland für immer zu verlassen, was er denn auch glücklich ausführte. Von Glück kann der allerdings sagen, dem es gelingt, Rußland zu verlassen, ohne sein Vermögen einzubüßen. Bekanntlich dürfen die Russen bis zu der höchsten Klasse nicht ohne die Verwilligung des Kaisers im Auslande leben, welches ihnen nur auf die Dauer von drei Jahren gestattet wird. Kehren sie dann nicht zurück und kommen sie überhaupt nicht, sobald es vom Gouvernement verlangt wird, sind sie ihrer Güter verlustig, und Ungnade, Sibirien erwartet sie bei der Rückkehr.

Ich sprach mit dem jungen Fürsten, den ich, um ihn nicht Gefahren auszusetzen, dem Leser nicht näher bezeichnen will, über seine gänzliche Umwandlung, und er erwiderte mir:

Sie leben jetzt schon lange genug in Petersburg, um Rußland zu kennen. Sie sehen, daß wir Alle Sklaven sind, daß wir Großen mehr Sklaven sind, als unsere Leibeigenen. Betrachten Sie z. B. mich und meinen Leibeigenen Iwan Iwanowitsch (Johann, Sohn Johanns), und Sie werden meine Worte nicht ungläubig aufnehmen. Ich bin allerdings Fürst, ich habe einige Tausende Leibeigene, über die ich unbeschränkt gebiete, wie der Kaiser über mich. Meine Güter haben den Umfang eines deutschen Königreiches, wie Sachsen. Ich lebe dort wie ein Sultan, ich brauche den Frauen meiner Leibeigenen, wie der Sultan, nur mein Taschentuch hinzuwerfen, und sie geben sich mir ohne Widerspruch hin. Das ist wahr. Aber welche Freiheit gewähren mir meine Tausende von Sklaven,

der ich selbst ein Sklave bin? Ich bin ein Gefangener im goldenen Käfig. Ich trage des Kaisers Rock, die Uniform, weil ich sie tragen muß. Was ich thue, geschieht aus Zwang. Die geringste Kleinigkeit, jede Unvorsichtigkeit könnte mir die Ungnade des Kaisers zuziehen. Und was bin ich dann trotz meiner unermeßlichen Güter, trotz meiner Tausende von Sklaven, trotz meines Fürstenranges, wenn ich der Gnade des Kaisers entbehre, wenn ich seine leiseste Unzufriedenheit mir zugezogen habe? Mein Rang und mein Reichthum würde mein Unglück nur niederschmetternder machen, statt mich zu schützen.

Aber mein Gott, entgegnete ich, warum müssen Sie denn? So ziehen Sie die Uniform aus und leben unabhängig auf ihren Gütern.

Das darf ich nicht.

Sie dürfen nicht? So sind in Ihrem Lande selbst die Fürsten zum Militärdienste gezwungen?

Gewissermaßen, denn es besteht bei uns ein Gesetz, daß wenn eine Familie aus der Klasse des Adels zwei Generationen hindurch keinen Offiziersrang bekleidet hat, die dritte Generation in die Bauernklasse hinabgestoßen wird. Dann wird sie zugleich aller ihrer Güter verlustig erklärt, weil die unterste Klasse keine solche besitzen darf. So war auch für mich die Nothwendigkeit vorhanden, meine Erziehung in einer Militäranstalt zu erhalten. Ich habe, trotz meines Ranges, als gemeiner Soldat dienen müssen, welcher für den Militärpflichtigen nicht existirt. Hier kömmt Alles darauf an, welchen militärischen Grad man hat. Sie wissen ja, daß selbst die Richter, ja sogar die Geistlichen militärischen Rang haben und als Generäle fungiren. In welche Klasse des Tschin Jemand gehört, darnach ermißt sich sein Rang. Ein Fürst, der nicht im Staatsdienste ist, oder doch wenigstens einen Titel hat, hat

demnach gar keinen Rang. Ich bin jetzt Offizier und habe dem Gesetze Genüge gethan. Ich werde baldmöglichst den Dienst verlassen und mich dann auf meine Güter zurückziehen. Natürlich muß ich dort des Genusses entbehren, den mir in London und Paris die Gesellschaft in so hohem Grade gewährt hat.

Aber warum verkaufen Sie nicht Ihre Güter und Ihre Leibeigenen, fragte ich weiter, und ziehen nach einem andern Lande, wo Sie freier und unabhängiger leben können?

Wollte ich meine Güter verkaufen, so würde das den Verdacht des Gouvernements erregen, und man würde mein Vorhaben durch alle Mittel hintertreiben.

Aber warum das? Sind Sie nicht unumschränkter Herr Ihres Eigenthums?

So lange es der Kaiser will. Dem Kaiser gehört Rußland. Er will nicht, daß russisches Vermögen das Ausland bereichere und dann —

Und dann? fragte ich, als der Fürst inne hielt, als zittere er vor seinen eigenen Worten.

Der Fürst blieb mir wirklich die Antwort schuldig und ging in der Unterhaltung zu dem Glücke seiner Leibeigenen über. —

Sehen Sie dagegen, sagte er, meinen Iwan an. Sie kennen ihn, den bärtigen, kaftanbekleideten Menschen, dessen rabenschwarzes Barthaar und weiße Perlenzähne Sie bewundert haben, als ich seine Person Ihnen neulich zeigte. Es sind kaum fünf Jahre verflossen, als er mich um die Erlaubniß bat, Arbeit suchen zu dürfen. Ich wußte ihn augenblicklich nicht zu beschäftigen, da ich genug Leute zu meinem Dienste hatte, und ließ ihn gehen.

Ich bestimmte seinen Obrok*) und ließ ihn laufen. Mein guter Iwan arbeitete zuerst und ersparte sich eine Kleinigkeit, denn unsere Russen, d. h. die, welche Bärte tragen,**) leben wie die Hunde und begnügen sich mit Roggenbrot und Grütze einen wie alle Tage. Er fing nun einen Hausirhandel an, und brachte es, vermöge seines, den Russen überhaupt eigenthümlichen Schachergeistes, zu einer Lawka (Laden). Nun legte er sich allmählig auf größere Unternehmungen und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er hat Niemanden zu fürchten, hat sich frei gekauft, vermeidet die Ehrenstellen, weil er mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun haben will, und was die Hauptsache ist, er besitzt sein Vermögen in baarem Gelde, oder, was dasselbe ist, in Staatspapieren. Er könnte, wenn er wollte, Rußland jeden Augenblick verlassen, ohne an seinem Vermögen gefährdet zu sein, aber er wird sich hüten. Er lebt in Petersburg nach seiner Art glücklich und zufrieden, er lebt als Russe, glücklich, wie sich ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, in dem Besitze seines großen Vermögens, einer dicken Frau, einer fetten Katze und eines wohlgenährten Pferdes.

So giebt es also doch auch eine Klasse, die sich in Rußland glücklich fühlt, versetzte ich, und ich finde daher, daß es

---

*) Jährlicher Tribut, welchen die Leibeignen an ihre Herrschaften zu entrichten haben.

**) Bekanntlich dürfen in Rußland nur der Kupetz, d. h. der Kaufmann und alle untern Klassen, Bärte tragen, was dagegen allen Beamten und den Militärs strenge untersagt ist. Der Bart ist auf diese Weise das Zeichen des Nationalrussen, d. h. des uncivilisirten Russen, während alle Leute von Bildung ein glattes Kinn anzeigt. Hiermit muß man die Worte Napoleons in Verbindung bringen: Wehe Europa, wenn der russische Czaar einen Bart trägt.

in Rußland nicht anders, als in Frankreich oder England ist. Auch in diesen Ländern sind nicht Alle glücklich, nicht Alle zufrieden, und in welchem Lande wird es überhaupt so sein?

Ganz gewiß, versetzte der Fürst, ist das russische Volk im Ganzen zufrieden und lebt nach seiner Weise glücklich. Es vergöttert seinen Kaiser, und es sagt zu Allem was geschieht: der Kaiser sei gelobt! Dahin, wohin die Aufklärung noch nicht gedrungen ist, da, wo diese Russen noch Halbwilde sind, wird nichts Besseres gewünscht, weil nichts Besseres erkannt wird. Aber wir — —

Der Fürst hielt wieder inne, denn eben ließ sich einer meiner Freunde, der Fürst T..., melden. Die Politik wurde bei Seite gelegt, und es trat eine andere Conversation ein. Der Fürst T... erzählte hübsche Anekdoten vom Hofe, aus dem höheren Leben in Petersburg und von vielen andern Dingen. Der andere junge Mann verließ uns bald, da ihn dringende Angelegenheiten abriefen, und ich war nun allein mit dem Fürsten T..., welcher, wie immer, sehr galant war.

Wissen Sie wohl, sagte er dann plötzlich, nachdem er mir einige Komplimente gemacht hatte, daß es sehr gefährlich für mich ist, Ihnen so hübsche Dinge zu sagen, und daß ich bei Ihnen leicht ein Märtyrer der Galanterie werden kann?

Sehr wahr, mein Herr, versetzte ich, ich glaube, daß Sie in der That bei mir leicht zum Märtyrer werden können.

Sie wollen mich nicht verstehen. Ich meine nicht, daß ich etwa befürchte, von Ihnen niemals erhört zu werden.

Wirklich, das befürchten Sie nicht?

Aufrichtig gesprochen, nein, aber der Kaiser hat nicht unlängst einen Fürsten B... unter die Garde du Corps gesteckt, weil er ein galantes Verhältniß mit einer Schauspielerin unterhalten hat. Der Kaiser ist ein strenger Sittenrichter.

Ihr Kaiser thut sehr Recht daran. Wenn ich Kaiser wäre — —

Nun, was würden Sie dann thun?

Ich würde noch viel strenger sein, ich würde unbedingt bei allen Herren, welche den Damen unaufhörlich hübsche Dinge sagen, die sie nur mit Ueberdruß anhören, die ohne Herz ausgesprochen werden, und dennoch Herzen zu erobern trachten, ich würde bei solchen Herren die Knute in Anwendung bringen.

Die Knute? rief der Fürst T... lachend, man sieht, daß Sie die Knute nicht kennen, meine schöne Lola, sonst würden Sie es nicht einmal über sich gewinnen können, den Namen dieser entsetzlichen Geißel auszusprechen.

Ist denn dieses Instrument in der That so fürchterlich? fragte ich.

Dieses Instrument ist grausamer, entsetzlicher, als alle Tortur, mörderischer als das schärfste Schwert, schlimmer als der Galgen nud das Rad. Wenn Sie es wünschen, so sollen Sie recht bald einmal dieses traurige Instrument sehen, und Sie werden sich über Ihren Ausspruch entsetzen.

Gut, ich gehe darauf ein, und ich will es Ihnen redlich sagen, wenn ich die Strafe für zu strenge halte, aber ich wiederhole es Ihnen, daß ich es mindestens eben so machen würde, wie der Kaiser, und die galanten Tändeleien meiner Unterthanen, natürlich nur die der Männer, unnachsichtlich ahnden würde.

Also die galanten Damen wollen Sie ganz aus dem Spiele lassen? Das nenne ich mehr als Egoismus, das ist Despotismus.

Das scheint Ihnen nur so, mein Herr! Und wenn es in der That so wäre, was schadet es? Es wäre recht gut, wenn

eine Frau einmal einen recht gründlichen Despotismus einführte. Die Männer verstehen keine Despoten zu sein.

Ich möchte die Gesetze kennen, die Sie machen würden, wenn Sie den Scepter führten?

Die Gesetze? — Nun, ich kann Ihnen einige Beispiele geben. Ich würde es z. B. strenge untersagen, ein Mädchen, eine Frau in ihrer Gegenwart schön zu nennen. Männer, die solches thun, müßten mir im Büßerhemde vor den Kirchen stehen, wie man es ehemals mit den gefallenen Mädchen machte. Die Verführer müßten mir bei Lebensstrafe die unglücklichen Mädchen heirathen, wenn diese es verlangen, und wenn diese es nicht wünschen, eine Aussteuer zahlen und ihr ganzes Leben hindurch ledig bleiben.

Um wieder Andere zu verführen?

Gut. Dann verfallen Sie jedesmal in dieselbe Strafe. Die unehelichen Kinder müßten mir stets auf Wunsch der Mutter den Namen des Vaters erhalten, auch wenn keine Ehe erfolgt. Jede Mißhandlung eines Ehemannes an seine Frau würde ich schon von Amtswegen, auch ohne Anklage der Frau, mit Gefängnißstrafe von 4 Wochen bis zu 10 Jahren belegen.

Nicht übel.

Es ist in der That sehr traurig, daß Ihre mächtige Kaiserinnen, welche Alle so ruhmvoll für Rußland regierten, keinen Ehe-Codex erlassen haben, daß sie die große Macht, welche das Geschick in ihre Hände gelegt, nicht besser zum Nutzen ihres Geschlechts angewendet haben.

Sie verstanden es sicher noch schlechter, als die Männer, Despoten zu sein, versetzte der Fürst T... spöttisch.

Sie verstanden es recht gut, mein Herr, die Kaiserin Katharina und die Königin Elisabeth wußten recht gut, was treulosen Günstlingen, die ihnen Liebe geschworen und sie be-

trogen, gebührt. Das Schaffot war ihre Antwort. Die Königin Christine that ein Aehnliches.

Und diese entsetzlichen Dinge nehmen Sie in Schutz?

Ich nehme sie nicht in Schutz, weil diese Frauen es versäumten, ihre Handlungen mit der Glorie der Gesetzlichkeit zu umgeben, weil sie für sich allein ein Recht nahmen, das sie dem ganzen weiblichen Geschlecht hätten zuerkennen sollen.

Ihre untreuen Liebhaber auf das Schaffott zu bringen?

Je nachdem, mein Herr! Sie hätten Gesetze machen sollen, welche den Leichtsinn der Männer gegenüber dem weiblichen Geschlecht strenge Grenzen zogen. Sie hätten endlich den Grundsatz klar und fest aussprechen sollen: Das weibliche Geschlecht, welches die Männer das „schwache" nennen, ist für kein Vergehen verantwortlich, dessen sich ein Mann mitschuldig gemacht hat. Das schwache Geschlecht geht unentehrt und ungekränkt aus allen Sünden hervor, zu welchen es ein Mann veranlaßt. Die Entehrung und die Folgen treffen allein den Mann.

Gott behüte uns davor, daß Sie je zu einer großen Macht gelangen, rief der Fürst T... Sie würden das ganze Männergeschlecht vernichten — wenn es nicht eben das starke wäre.

Ich würde das Männergeschlecht zwingen, trotzdem, daß es das starke ist.

Mit welchen Soldaten? erlauben Sie mir zu fragen.

Nun, mit den Frauen.

Der Fürst T... war weit davon entfernt, diese Wahrheit einzusehen, er lächelte und verließ mich endlich mit dem Versprechen, recht bald wiederzukehren.

Was ich ihm gesagt hatte, war übrigens ganz ernsthaft gemeint, und ich hätte mich nicht gescheut, dem Kaiser selbst meine Ideen mitzutheilen. Der russische Monarch ist in der

That in Bezug auf die guten Sitten in seinem Reiche sehr strenge. So wurde, wie ich hörte, ein Graf F... degradirt, weil er seine Frau ohne die Einwilligung ihrer Eltern geheirathet hatte. Der Ehebruch wird bestraft, auch wenn der Mann oder die Frau keine Klagen erheben. Wer ein Mädchen, welches das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hat, heirathet, wird von Amtswegen geschieden, und die Kinder werden nicht als legitime behandelt. — Aber wen trifft die Strafe, die Folge dieser Gesetze? Die Unschuldigen. Das letztere Gesetz ist den Männern besonders sehr günstig. Sie können sich zwanzig junge Frauen nehmen, ohne erst ihren Tod abzuwarten. Die Folgen haben die armen Kinder zu tragen oder die unschuldigen Mädchen, welche mit so grausamen Gesetzen unbekannt sind.

Unsere aufgeklärte Zeit, auch der russische Gesetzgeber ist aufgeklärt und von der Bildung des Jahrhunderts durchdrungen, versteht wohl gegen die Frauenwelt galant zu sein, aber sie ist im höchsten Grade ungerecht. Die Alten waren weniger galant, aber um so gerechter. Sie fanden es ihres Geschlechtes unwürdig, die Sünden des Mannes an dem Weibe allein zu strafen. Wenn die Völker die Despotie hassen, warum üben sie solche gegen die Frauen?

Aber so ist es. Jeder verlangt die Freiheit für sich, und Jeder möchte Sklaven haben. Erst schafft die Leibeigenschaft der Frauen ab, ehe ihr euch über Despotismus beklagt.

Einundneunzigstes Kapitel.

Der Pope.

Die schwarzen und die weißen Priester. — Das roth gewordene Heiligenbild. — Das Portrait. — Ich werde zu einer Heiligen gemacht. — Ein wahrhafter Anbeter.

Die russischen Geistlichen zerfallen bekanntlich in zwei Klassen, in schwarze und weiße Geistliche. Man muß unter die erstern nicht etwa Neger verstehen. Die schwarzen Geistlichen (**Tschernoi djuoowenstwo**) sind gewissermaßen die höheren Klostergeistlichen. Diese haben sehr strenge Regeln und müssen ein enthaltsames Leben führen. Sie genießen kein Fleisch und leben im Cölibat. — Die weißen Geistlichen sind die Stadtgeistlichen, zu denen besonders die Popen gehören. Diese Geistlichen sollen eben nicht ein sehr musterhaftes Leben führen, obwohl sie beim Volke, das überhaupt noch sehr abergläubisch ist,*) in großem Ansehen stehen. Ein unregelmäßiges Leben,

*) Dieser Aberglaube des russischen Volkes hat sich bei einigen Gelegenheiten noch in der neusten Zeit auf eine fürchterliche Art gezeigt, welche an das Mittelalter erinnert. Als im Jahre 1830 die Cholera

Habsucht und dergleichen, eben nicht priesterliche Eigenschaften, thun diesem Ansehen keinen Abbruch. Mag es nun sein wie es wolle, so habe ich doch die Bemerkung gemacht, daß die russischen Geistlichen ausgezeichnet hübsche Leute sind, die auf der Kanzel wahrhaften Patriarchen gleichen. Man scheint in Rußland, d. h. die Regierung scheint auf das Aeußere der Geistlichen, welches allerdings zu ihrem Ansehen viel beiträgt, große Aufmerksamkeit zu verwenden. Sie beschneiden niemals ihr Haar, welches bei ihnen in so langen Locken über den Nacken fällt, daß sie gewiß von den meisten Frauen darum beneidet werden können. Der Bart reicht ihnen bis auf den

in Rußland wüthete, wollte das Volk durchaus nicht an eine Pest glauben. Es glaubte vielmehr, daß es die Fremden und namentlich die Polen vergiften wollten und daß selbst die Aerzte und die Beamten dabei betheiligt seien. Die Wuth des Volkes war fürchterlich. Im ganzen Reiche und so auch in Petersburg wurden die Aerzte gemordet. Man warf sie aus den Fenstern, trug ihre Köpfe auf Piken herum, und zerschnitt sie in Stücke. Umsonst suchte die Behörde dieser Raserei Einhalt zu thun, sie mußten sich am Ende selbst, um den scheußlichen Martern zu entgehen, verbergen. Nur dem Kaiser allein gelang es, der Raserei des empörten Volkes Einhalt zu thun. Mit der größten Geistesgegenwart sprengte er mitten in den entmenschten, von aller Furcht entfesselten Haufen und, mit seiner kräftigen, männlichen Stimme rief er ihm im gebieterischen Tone zu, sie sollten niederknien und durch Gebete den Zorn des Allmächtigen, der sie nur für ihre Sünden strafe, zu beschwichtigen suchen, nicht aber ihn durch neue Verbrechen noch mehr reizen. — Und das Volk, durch die Heldengestalt des Kaisers und seine erhabene Stellung, so wie durch seine Worte erschüttert, befolgte wirklich auf der Stelle seinen Befehl. Wie ein Lamm kniete die zügellose Masse nieder, murmelte zerknirscht ein Gebet und schlich sich dann ruhig nach Hause. —

Gürtel. Ich habe niemals so viel männliche Schönheit als bei den Popen gesehen.

Der Kaiser, welcher gewissermaßen der Papst der Russen ist, denn er ist der erste Geistliche seines Reiches, hält strenge auf die Achtung vor der positiven Religion, obwohl er dem Aberglauben eben nicht sehr geneigt sein soll. Trotzdem ist das russische Volk noch sehr weit zurück.

Spaßhaft war es mir zu hören, daß der Bediente eines meiner Bekannten an dem Tage, an welchem er das Abendmahl nahm, gleich darauf zu Bette ging und bis zum andern Tage schlief, und zwar deshalb, um keine Sünde mehr zu begehen. Die Sünden nämlich, welche die Russen am Tage des Abendmahls begehen, halten sie für doppelt sündhaft.

Die Heiligenbilder genießen in Rußland eine ganz besondere Verehrung. Als im Jahre 1614 La Gardin Newgorod besetzte, fand er, daß die Russen ihre Schätze sehr wohl verborgen hatten. Er befahl nun den Soldaten alle Heiligenbilder aus der Stadt fortzutragen, und diese klug berechnete Maßregel wirkte sogleich. — Schreiend und wehklagend lief das Volk hinter seinen Heiligen her und zahlte willig eine bedeutende Summe, um sie zurück zu erhalten.

Spaßhaft ist auch folgende Geschichte: Im Jahre 1648 gerieth der Czar und sein Hof in die größte Bestürzung, weil dieser die Bemerkung machte, daß sein Heiligenbild ganz roth im Gesicht wurde. Man rief den Patriarchen herbei, welcher nicht weniger erstaunt über dieses Wunder war, und schon begann man allerlei Deutung daraus zu ziehen, als zufällig ein Maler die Sache erklärte. Die oberste Farbe war nämlich gänzlich weggeküßt und so trat die rothe Grundfärbung wieder hervor.

In dem Hotel, in welchem ich wohnte, logirte sich auf

einige Zeit ein Pope aus Moskau ein, welchen Geschäfte nach Petersburg geführt hatten. Wir begegneten uns einige Male und ich grüßte respectvoll den Geistlichen, welcher mit seinem langen Haare und Bart einem der Erzväter glich. Bei einer Gelegenheit, wo wir Beide zugleich aus dem Hause traten, knüpften wir ein Gespräch an. Der Pope sprach sehr fließend französisch, und ich bemerkte bald, daß der fromme Mann es sehr gut verstand, dem schönen Geschlechte, mit welchem Namen die Männer das weibliche Geschlecht zu beehren die Güte haben, seine Huldigung darzubringen. Er bat mich um die Erlaubniß, mich auf meinen Zimmern besuchen zu dürfen, und ich willigte sehr gern ein.

Schon am andern Tage stellte er sich bei mir ein. Ich glaubte schon, daß er vielleicht einen Versuch, mich zu seinem Glauben zu bekehren, machen würde, aber der fromme Herr sprach auch kein Wort von seiner Religion. Er gebrauchte indessen die Prärogative seines Standes, an mich eine zärtliche Anrede zu halten, in welcher er mich sein blauäugiges allerliebstes Töchterchen nannte.

Der Pope war übrigens keineswegs so unwissend, wie man gewöhnlich die Popen schildert. Er theilte mir unter Anderm mit, daß er vorzüglich gut portraitiren könne, und bat mich, ihm zu sitzen.

Aber was wollen Sie mit meinem Bilde machen? fragte ich ihn.

Ich will es in Gold einfassen lassen, sagte er, und es als Heiligenbild bei mir führen.

Ich war nun zwar von dieser Antwort keineswegs überrascht, denn ich wußte ja, daß es die katholischen Mönche und Nonnen ehemals ebenso gemacht haben, indem sie ihre Portraits unter dem Namen der heiligen Jungfrau, und Gott

weiß welchen Heiligen noch, miteinander austauschten, aber ich fand es doch etwas sonderbar von dem frommen Popen, eine ihm so fremde, fernstehende Person ohne Weiteres unter die Heiligen zu versetzen, und entgegnete ihm, daß ich mich einer solchen Profanation nicht schuldig machen wollte, zumal, da ich weit entfernt sei, den Ansprüchen, welche man an eine Heilige macht, zu entsprechen.

Der Pope lächelte und sagte: Beruhigen Sie sich deshalb, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie den Ansprüchen, die ich an eine Heilige mache, vollkommen entsprechen, und ich will ja nur, daß Sie meine Heilige sein sollen.

Sie sind Priester, versetzte ich, wie können Sie mit dem Spott treiben, was in den Augen Ihres Volkes als geweiht erscheint?

Es gestaltet sich Jeder seine Heiligen nach seinen Begriffen, versetzte der Pope sehr gleichmüthig. Es kömmt für den Einzelnen nicht darauf an, wen er für seinen Engel oder seinen Heiligen hält, sondern welchen Glauben er von ihm hat. Wenn ich Sie für meine Heilige erkläre, so erscheinen Sie mir als ein vollkommnes Wesen. Es ist genug, daß Sie dieses in meinen Augen sind, mögen Sie auch noch so viele Schwächen haben.

Ich konnte gegen diese Meinung allerdings nichts einwenden, der Pope hatte so Unrecht nicht. Ich wollte ihm demnach gestatten, mich zu portraitiren, in Gold oder Brillanten zu fassen, und mich nach Herzenslust anzubeten. Aber nur zu bald erkannte ich, daß der fromme Mann es bei dieser Verehrung in effigie nicht bewenden lassen wollte. Nicht allein, daß er während des Malens allerlei Bemerkungen über meine körperlichen Vorzüge machte, die ihn gar nichts angingen, da es der Maler nur allein mit meinen Gesichtszügen zu thun

hatte, er machte auch Ansprüche darauf, daß ich ihn ebenfalls als meinen Heiligen betrachten sollte. Ich sagte ihm, daß ich das Talent zum Portraitiren keineswegs besitze, und der gute, ehrwürdige Pope war gefällig genug, mir zu gestatten, mich direct an ihn selbst zu wenden.

Das war doch die Selbstvergötterung ein wenig zu weit getrieben. Der Herr Pope verlangte mehr als der Papst, welcher sich doch damit begnügt, wenn man seinen Pantoffel küßt. Der Pope wollte aber selbst geküßt sein.

Ich fand den schönen Mann sehr häßlich, als er anfing den Affen zu spielen. Er wollte mir sehr väterlich und russisch-sittlich die Stirne küssen, was ich ihm unter andern Umständen nicht verweigert haben würde, aber nach Allem, was er gegen mich unternehmen wollte, hatte ich Ursache genug, ihm das Unschuldigste zu verweigern.

Jedoch konnte ich nicht verhindern, daß er mir den Fuß küßte. Ich glaubte, der Pope wollte, sich verbeugend, Abschied nehmen, bis ich zu spät bemerkte, daß sein schöner Bart die Erde und seine Lippen meinen Schuh berührten.

Ich war froh, als ich ihn endlich gehen sah, aber zu meinem Entsetzen versprach er bald wieder zu kommen. Ich dachte ernstlich darüber nach, einer so gefährlichen Nachbarschaft auszuweichen.

Zu meinem Glücke verließ der Pope schon am andern Tage Petersburg, da ihn ein plötzlicher Todesfall schleunigst nach Moskau zurückrief.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Ein merkwürdiges Geschenk.

Knute und Kantschu. — Armesünder. — Das Lösegeld. — Sechshundert Seelen. — Ein merkwürdiger Gewinn.

Der Fürst T... hielt sein Versprechen und brachte mir bei seinem nächsten Besuche ein Paar Instrumente mit, die nicht allein in Rußland so sehr gefürchtet sind, und bei deren Nennung Jeden ein geheimer Schauer durchrieselt.

Es war der Kantschu und die Knute.

Ich habe sonst beide Instrumente für eines und dasselbe gehalten, doch wurde ich jetzt meinen Irrthum inne, obwohl ich darin nicht unrecht muthmaßte, daß Eines wie das Andere ein fürchterliches Ding und von tödtlicher Wirkung sei.

Seit der Kaiserin Katharina II. ist die Todesstrafe, für den Hochverrath ausgenommen, abgeschafft. Das höchste Strafmaß für die größten Verbrechen ist vierzig Knutenhiebe und die Verbannung nach Sibirien. Die Zahl der Kantschuhiebe ist aber oft bei weitem größer, und diese entsetzliche Geißel ist nicht minder schmerzhaft.

Die Knute ist nichts anderes als ein dicker, festgeflochtener Kantschu, dessen Ende in eine harte Lederzunge ausläuft. Das

Schrecklichste bei diesem Instrument soll die Geschicklichkeit des Profoß sein. Dieser pflegt nämlich selbst ein verurtheilter Verbrecher zu sein, dessen Strafe eben darin besteht, dieses schreckliche Amt zwölf Monate lang zu verwalten. Während dieser Zeit hat er sich beständig in seinem neuen, blutigen Handwerk zu üben, bis er eine solche Geschicklichkeit darin erwirbt, daß er einen Ziegelstein auf den ersten Schlag zu Pulver zerschlagen kann. Schon beim ersten Schlage kann er sein Opfer bis auf die Eingeweide zerfleischen.

Der Kantschu, obwohl dieser als das viel mildere Straf-Instrument betrachtet wird, schien mir ärger als die Knute zu sein. Es ist eine dünne Riemenschnur, an deren äußerstem Ende, vermittelst eines eisernen Ringes, eine kleine hornartig gehärtete Zunge von gegerbtem Leder befestigt ist. Der Kantschu ist also nur etwas leichter als die Knute und ihre Wirkung eben so entsetzlich und bei der größern Zahl der Hiebe noch bei weitem entsetzlicher.

Der Kantschu wird nicht öffentlich wie die Knute gegeben, sondern im Polizeihause, und diesem Umstande hauptsächlich ist es beizumessen, daß die Strafe mit dem erstern bei weitem nicht so gefürchtet wird.

Es kömmt übrigens bei beiden Strafarten sehr auf den guten Willen des Profoßen an. Er hat den Armensünder vollkommen in seiner Gewalt, und es ist demnach kein Wunder, daß der Verurtheilte Alles darauf verwendet, diesen gegen sich milder zu stimmen. Heimlich ist das sehr leicht. Aber auch bei der auf offnem Richtplatze gegebenen Knute sind dem Inculpaten noch Mittel gegeben, seine Strafe durch Bestechung des Profoßen zu mildern.

Es herrscht nämlich in Rußland die Sitte, daß der Verurtheilte bei jedem Wirthshause, an welchem er auf dem Wege

zum Richtplatz vorüberkömmt, anhalten und Branntwein verlangen kann. Während er nun trinkt, wirft ihm die versammelte Menge, welche gegen die Verurtheilten stets sehr theilnehmend ist, eine Menge Münzen zu, welche der Sträfling gewöhnlich seinem Peiniger überläßt.

Ich hörte diese Mittheilungen mit dem größten Interesse an, konnte mich aber der Bemerkung nicht entwehren, daß das Volk, bei welchem man so entwürdigende Strafen noch so oft in Anwendung bringt, doch noch sehr weit von dem humanen Standpunkte entfernt sei, auf welchem bereits das übrige Europa, ja selbst andere noch uncultivirte Völker stehen, und warf die Frage auf, ob es denn nicht möglich sei, in Rußland die entsetzliche Knute und den Kantschu abzuschaffen.

So weit sind wir noch lange nicht, erhielt ich zur Antwort, und wer weiß, ob wir je dahin gelangen. Ich selbst habe allen Abscheu davor, setzte der Fürst hinzu, und doch bin ich nicht selten gezwungen, meine Leibeigenen durchprügeln zu lassen. Denken Sie sich, unter meinen Leibeigenen befindet sich einer, auf den ich sehr viel halte. Ich lasse ihn ungern durchhauen, und daher kömmt es, daß ich ihn öfter als die Andern mit Worten verwarne. Als ich ihm nun einst eine Sache streng verwies, und ihn fragte, wie er meine Warnungen so wenig achten könne, gestand er mir ganz offenherzig, weil — er keine Prügel erhalten habe. Er wollte mir damit beweisen, daß er wohl Grund hatte, meine Warnungen nicht so strenge zu nehmen.

Die Herren dürfen ihre Leibeigenen nicht selbst züchtigen, sondern sollen es gesetzlich durch die Polizei geschehen lassen, welche übrigens die Gründe der Züchtigung nicht weiter zu untersuchen hat, sondern der bloßen Anzeige, diesem oder jenem Leibeigenen eine gewisse vom Herrn bestimmte Anzahl Hiebe

zu geben, unbedingt Folge leisten. Nur Adelige sind von der Züchtigung befreit. — Es können mithin Leute, welche oft das Vermögen eines Krösus besitzen, so lange sie noch Leibeigene sind, auf diese barbarische und unwürdige Weise gezüchtigt werden.

Ich hatte nach allen diesen Mittheilungen keine Lust zu einer längeren Bekanntschaft mit Knute und Kantschu, und wollte mich von andern Dingen unterhalten, der Fürst aber sagte lächelnd:

Diese Dinge spielen bei uns eine zu große Rolle, um ihnen nicht volle Aufmerksamkeit zu schenken, und ich wette, wenn sie eine russische Gräfin wären, Sie würden durchaus keinen Abscheu davor empfinden. Aber Sie haben Recht, meine liebe Lola, lassen Sie uns nun zu andern Dingen übergehen. Ich möchte eine Frage an Sie richten, aber Sie müssen auch ehrlich antworten.

Ich hoffe, Sie werden daran nicht zweifeln.

Ich bezweifle nicht Ihre Ehrlichkeit, aber auch nicht ihre Schalkhaftigkeit. Es ist eine sehr delikate Frage, und bei solchen Gelegenheiten schlüpfen Sie Einem aus den Händen wie ein Aal. —

Das kömmt daher, weil Sie mich nicht geschickt genug zu fassen wissen.

Wenn es darauf ankömmt, so sollen Sie mir diesen Vorwurf nicht zum zweiten Male machen, rief der Fürst, und umarmte mich dergestalt, daß ich glaubte, mir müßten die Rippen brechen.

Sie sind abscheulich, rief ich, ich bin wahrlich keine Russin, lassen Sie mich los.

Nein, Sie sind schlank wie ein Rohr, und ich folge nur Ihrem Rathe.

Haben Sie denn nicht einmal Verstand genug, ein Bild zu fassen? Ich habe mich gleich Ihnen nur bildlich ausgesprochen. Ich meinte, daß Sie mich bei meinen Gedanken, nicht aber bei meiner Taille fassen sollten.

Das ist bei Ihnen Eins und Dasselbe. Sie sind die verkörperte Idee, der leibliche Geist.

Und Sie scheinen mir der leibhaftige Teufel zu sein. Lassen Sie mich los, oder ich ergreife wahrlich die Knute.

Es fehlt Ihnen die Kraft, Sie zu führen. Aber wenn Sie es einmal damit versuchen wollten, ich will einen meiner Leibeigenen rufen lassen, und Sie können ihn nach Herzenslust durchhauen.

Das mag ein russisches Vergnügen sein, mein Fürst, ich fühle mich nur veranlaßt, denjenigen wehe zu thun, die aus den Schmerzen, welche sie Andern bereiten, ihre Zerstreuung schöpfen.

Sie brauchen keine Furcht zu haben. Mein schwächster Leibeigener nimmt mit Freuden 1000 Knutenhiebe von Ihnen, wenn Sie ihm nur einige Kopeken geben.

Der abscheuliche Mensch hielt mich noch immer fest umklammert. Ich konnte mich nicht vertheidigen.

Was geben Sie mir, wenn ich Sie aus meinen Händen erlöse? fragte er mich.

Was ich Ihnen versprochen habe, die Knute.

Dann bleiben Sie ewig meine Gefangene.

Darauf werde ich es ankommen lassen.

Ich glaube kaum. Sie müßten sich dann entschließen, mit mir den Hungertod zu sterben.

Ich will mit Ihnen weder leben noch sterben, lassen Sie mich los.

Ohne Lösegeld nicht.

Sie haben mich nicht gefangen, [illegible]ern überfallen.

Mir gleich — denn ich ha[illegible]

Sie wollen mich also nicht au[illegible] räuberischen Klauen lassen?

Bieten Sie Lösegeld.

Da, dort liegt der Brillantring, welchen Sie mir geschenkt haben, nehmen Sie ihn zurück.

Lola — Sie sind recht schlecht.

Weil ich Sie mit Ihrer eigenen Münze bezahle?

Das ist nicht meine, es ist Ihre Münze. Bieten Sie ein anderes Lösegeld.

Ich unterhandele nicht in Gefangenschaft, ich lasse mir meinen freien Willen nicht rauben.

Es hängt von Ihnen ab, frei zu werden. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen.

Lassen Sie hören.

Sie sind jetzt nur halb in meiner Gewalt, weil ich Sie nicht loslassen darf, ohne Sie zu verlieren. Sie sind eine Löwin, die man nur hat, so lange sie im Käfig ist, und die man loszulassen sich fürchten muß. Wollen Sie meine freiwillige Gefangene sein, wie ich schon jetzt freiwillig Ihr Gefangener bin? — Dann sollen Sie sechshundert Seelen die Ihrigen nennen.

Behüte mich der Himmel, ich habe mit meiner einzigen Seele vollkommen genug.

Es ist mein wirklicher Ernst — ich schenke Ihnen eines meiner Güter mit sechshundert Leibeigenen.

Ich danke Ihnen. Ich hasse die Sklaverei an mir und an Andern.

Wer wird nicht gern Ihr Sklave sein, schöne Lola? Ich selbst ja erbiete mich zu diesem Sklaventhum.

Weil Sie ein Russe sind.

Sie gehen also auf meinen Vorschlag nicht ein? Sie nehmen meine sechshundert Seelen nicht?

Wenn Sie mir alle ihre sechszig Millionen russische Seelen schenken könnten, dann würde ich mit Ihnen handeln.

Warum erst dann?

Dann würde ich diesen Seelen Geist geben, dann würde ich die Leibeigenen frei machen.

Glauben Sie mehr zu können, als der Kaiser?

Ja!

Ich zweifle.

Eine Frau kann, was sie will, der Mann will, was er kann.

Versuchen Sie es mit meinen sechshundert Seelen.

Das lohnt sich nicht der Mühe.

Wie, sechshundert Menschen?

Zählen nicht in Rußland, das wissen Sie am besten. Also lassen Sie mich endlich los, wir werden nicht einig.

Sie sind die widerspenstigste Dame, die ich je gekannt habe, aber ich werde Sie dafür bestrafen, Sie sollen mir nicht wieder aus Rußland hinaus.

Mit diesen zürnenden Worten ließ mich der Fürst endlich los. Die Arme thaten mir wehe, so derbe hatte er sie gefaßt. Er war wirklich sehr böse, daß ich seine sechshundert Seelen ausschlug, und da ich ihn nicht gern zu meinem Feinde haben wollte, denn ich traute dem chevaleresken Charakter der Russen nicht, die zwar in Hinsicht der äußern Glasur, doch keineswegs dem Innern nach mit den Engländern oder Franzosen zu vergleichen sind, ließ ich mich auf meine Ottomane nieder, nahm die Guitarre zur Hand und sang ein Liedchen.

Der Fürst nahm neben mir Platz, er wurde wieder freund-

licher, und ich hatte mich wohl zu hüten, daß er nicht auch wieder zärtlich wurde.

Nach und nach stellten sich noch andere Herren ein. Der Prinz D... erschien, der Fürst F..., der Graf B...s, der Doktor M...g. Wir tranken unsern russischen Thee und plauderten so vernünftig, als man in Rußland eben plaudern darf, oder vielmehr zu plaudern wagt, denn die Russen wagen viel weniger als sie dürfen.

Ich wunderte mich, daß der Prinz L...w noch nicht erschienen war, endlich hörte ich einen Wagen im strengsten Galopp die Newskaperspective herabfahren und die Gesellschaft rief sogleich:

Das ist Prinz L...w.

Er fährt wie toll, rief der Fürst F... Er hat erst vor einigen Tagen sein Pferd der Polizei *) übergeben müssen und seinen Kutscher durchhauen lassen. Er ist der tollste Fahrer in Petersburg, den nur die kaiserliche Familie allein überholt.

In diesem Augenblick trat der Prinz in's Zimmer.

Ich komme spät, sagte er, aber besser spät, als gar nicht, ich habe mit der Gräfin Tsch... Ecartee gespielt — und rathen Sie, um welchen Gewinn?

Um Ihre tollen Pferde? fragte der Fürst T...

Nein, um meinen tollen Kutscher. Sie wissen, welch ein

---

*) Es gilt in Rußland das Gesetz, daß bei Unglücksfällen, welche durch das daselbst so übliche Schnellfahren verursacht werden, das Gespann, durch welches der Unfall veranlaßt worden, der Behörde ausgeliefert werden muß. Selbst der Kaiser hatte einst bei einem solchen Unfall, der durch Unvorsichtigkeit seines Kutschers entstanden, seine Equipage sofort verlassen, und dieselbe, indem er selbst zu Fuße weiter ging, nach dem nächsten Polizeihause geschickt.

schmucker Kerl das ist, und die Gräfin Tsch... hat mich schon mehreremal gebeten, ihr den „Schönbart," wie sie ihn nannte, zu überlassen. Endlich ging ich mit ihr es ein, um ihn zu spielen. Im Falle sie verlöre, sollte sie mir ihre beiden Pferde geben, welche sie sich vor einer Woche angeschafft und die von einer herrlichen Race sind.

Und Sie haben die Pferde gewonnen?

Nein, sie hat meinen Kutscher gewonnen. Jedoch wurde zur Bedingung gemacht, daß ich ihn erst tüchtig durchhauen lassen mußte, um ihn daran zu erinnern, schnell und vorsichtig zugleich zu fahren. Mit diesem „Gedenken" habe ich ihn der neuen Herrin ausliefern lassen.

Nachdem der Prinz über seinen Verlust und die Gräfin Tsch... über ihren Gewinn noch weidlich aufgezogen worden waren, trennte sich endlich die Gesellschaft. Der Prinz L...w ließ mir ein Kästchen zurück, welches ich am andern Morgen auf meinem Nachttische fand.

Es enthielt einen köstlichen Brillanten-Halsschmuck.

Diese Russen, dachte ich, verschenken eben so freigebig ihre Brillanten wie ihre Seelen.

Am andern Tage gab ich meine erste Vorstellung auf dem großen oder sogenannten steinernen Theater. Ich wurde mit Enthusiasmus empfangen, und überschüttet mit Blumen, Briefen und allerlei niedlichen Dingen, in deren Auswahl die Russen ungemein erfinderisch sind, verließ ich die Bühne.

Nach diesem Debüt konnte ich mir von Petersburg viel versprechen, und der Erfolg hat meine Erwartungen noch übertroffen.

Ich habe nie geglaubt, daß in dem kalten Petersburg so enthusiasmirte Menschen leben.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

St. Petersburg im Winter.

Olla Potrida. — Keine Proletarier. — Soldaten. — Wie ein Diener seinen Herrn ernährt. — Tscherkessen. — Orden. — Uniformen. — Schöne Männer und die Schneider.

Wenn man in Petersburg dem Monat Oktober entgegengeht, dann ist es, als veränderte sich die Physiognomie der Stadt gänzlich. Die Leute richten sich für die Dauer von sieben Monaten auf den Winter ein, und man schützt sich so gut gegen den zu erwartenden unangenehmen Gast, daß man wahrlich kein abgehärteter Russe zu sein braucht, um ihn ertragen zu können. Ueberhaupt kommt man in Petersburg wenigstens sehr bald von der Meinung zurück, als seien die Russen gegen die Kälte unempfindlich. Ich habe gerade das Gegentheil gefunden, und es ist mir jetzt nicht mehr auffallend, daß sich ein Russe in Paris an sehr gelinden Frosttagen über die Kälte beklagte.

Die Russen wissen sich so gut die sieben Wintermonate hindurch gegen ihre nordische Kälte zu schützen, daß sich ihnen kein kalter, unangenehmer Luftzug nahen kann. Ihre kolossalen russischen Oefen werden den ganzen Winter, bei gelinden

oder streng kalten Tagen, gleichmäßig geheizt, und verbreiten im Winter in den Wohnungen eine behagliche Wärme. Doppelte Fenster und Thüren halten die Kälte von außen ab, und beim Ausgehen weiß sich der Russe so dicht in seinen dicken Pelz zu hüllen, daß man eher einen Bär, einen Wolf, und Gott weiß, welches pelzverbrämte Thier, als einen Menschen vor sich zu sehen glaubt.

Es ist höchst interessant, sich den Anblick der Palästestadt in drei verschiedenen Stadien zu vergegenwärtigen, an einem schönen Sommertage, an einem gelinden Wintertage und an einem Frosttage von dreißig Grad Kälte.

Man muß, um den Contrast recht zu bemerken, zu diesen drei verschiedenen Zeiten die Newskaperspective oder den englischen Kai besuchen, denn hier ist das Herz von Petersburg und somit von ganz Rußland.

Man gehe in der Mittagsstunde zwischen 12 — 2 von der Annitschkowbrücke bis zur Admiralität und von hier den englischen Kai hinab, so hat man eine der schönsten und genußreichsten Ansichten, wie man sie in keiner europäischen Stadt wiederfindet.

Man denke sich die riesigen Gebäude, welche mit ihrem blendend weißen Anstrich so säuberlich aussehen, als wären sie sämmtlich zum Prunke aufgestellt. Obwohl die Newskaperspective eine große Anzahl Läden enthält, so sieht doch Alles so elegant aus, kaum daß ein Schild mit sehr kleinen Buchstaben die Thüren der Häuser verunziert.

Die riesigen Placate, die Handlungsanzeigen kennt man in Rußland nicht. Man sieht in Petersburg die Ecken der Häuser von keinen angehefteten und abgerissenen Anschlägen verunziert. Ich glaubte, daß der Kaiser, welcher Alles um sich herum sauber und elegant haben will, welcher aus ganz Pe-

tersburg einen Palast machen möchte, dergleichen nicht leide, aber ich erfuhr, daß dergleichen Anschläge in Petersburg durchaus nicht am Platze sein würden. Das gemeine Volk kann nicht lesen und für den Kaufmann thut die Empfehlung und Bekanntschaft Alles.

Statt der Placate sieht man aber fast vor allen Läden gemalte Schilder, auf welchen alle die Gegenstände, oft mit wahrer Virtuosität, abgebildet sind, die in den Läden zu haben sind. Das ist deutlich und Jedem verständlich, und bei den vielen Fremden in Petersburg sehr angewandt. Die Leute müßten auf andere Weise ihre Artikel in hundert Sprachen ausbieten.

Zu dieser äußern Eleganz und Sauberkeit gesellt sich die der Spaziergänger. Man begegnet keinem zerlumpten Menschen. Die Leute der niedern Stände sind so höflich, so äußerst artig und demüthig gegen Jeden, daß man in Petersburg unwillkührlich zu der Ansicht gelangt, diese Stadt ist die einzige in Europa, in welcher keine Proletarier leben, in welcher kein Pöbel existirt.

Daß es in Petersburg, ja in ganz Rußland keine Proletarier giebt, hat in der That seine Richtigkeit. Wenn das Institut der Leibeigenschaft gegen unsere moderne Civilisation verstößt, so hat sie doch in Rußland das Gute, das Proletariat, diesen bösen Alp des übrigen Europa's, nicht aufkommen zu lassen. In Petersburg, in ganz Rußland hat jeder Mensch seinen Herrn, der die Verpflichtung hat, ihm Brod zu geben, ihn zu ernähren. Freilich kömmt es auch zuweilen vor, daß sich ein solcher von seinem Leibeigenen ernähren läßt, und ein junger, ausgelassener Petersburger, der Prinz R..., erzählte mir einen ergötzlichen Fall.

Er hatte nämlich in Petersburg, wo er bei der Garde

stand, sehr viel Geld verausgabt und bedeutende Schulden gemacht. Sein Vater war auf Reisen, und er wußte im Augenblick nicht, die fürchterliche Ebbe seiner Kasse zu heben. Glücklicher Weise hatte er einen Leibeigenen seines Vaters zu seiner Bedienung bei sich. Diesen rief er herbei und richtete folgende Worte an ihn:

Petrowitsch, ich gebrauche für so lange Zeit täglich so viele Rubel. Du mußt sie mir schaffen.

Gott erbarme sich, Herr, wie soll ich?

Keine Widerrede, Petrowitsch, Du verschaffst mir ohne Verzug das Geld, oder ich lasse Dich durchpeitschen. Packe Dich fort.

Petrowitsch machte eine sehr demüthige Verbeugung und entfernte sich.

Am andern Tage brachte er mir richtig den ihm auferlegten Tribut, und so fort, bis meine Kasse wieder angefüllt war und ich der Dienste des Menschen nicht mehr bedurfte.

Aber mein Gott, rief ich, wie konnten Sie so etwas von dem armen Menschen verlangen? — Das war ja eine directe Anweisung zum Diebstahl. Ich werde, wenn Sie mir den Petrowitsch schicken, Kisten und Kasten vor ihm verschließen.

Fürchten Sie nichts, versetzte der junge Prinz, dem Russen ist nichts unmöglich, wenn er muß. Mein guter Petrowitsch hat sich von seinen kleinen Ersparnissen einen Hausirhandel angelegt, und damit täglich mehr verdient, als ich von ihm verlangte. Jetzt setzt er seinen Handel fort, und ich bin überzeugt, daß er es bald zu einem bedeutenden Vermögen bringen wird. Nach einigen Jahren wird er über Tausende gebieten können, und wem hat er diesen Reichthum dann zu danken? Dem unerbittlichen Muß, welches ich ihm auferlegte, und welches seine träge Natur anspornte und aufrüttelte.

Die Leibeigenschaft, welche das Proletariat in Rußland verhindert, hat aber noch eine andere gute Seite. Bei dem, dem Russen angebornen Hange zum Handel, würde ohne eine solche gewiß kein Mensch den Boden bebauen. Alles würde nach den Städten ziehen und der Speculation sein Glück abzuringen suchen, und doch reichen alle sechszig Millionen, welche Rußland bewohnen, nicht aus, dieses ungeheure Reich zu kultiviren, in welchem Falle es die zehnfache Menschenzahl ernähren könnte.

Was den Reiz der belebten Promenade auf der Newsky-perspective und an dem englischen Kai noch sehr hebt, das sind die vielen Uniformen, welche man auf jedem Tritte begegnet. Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß von den 500,000 Einwohnern Petersburgs wenigstens 300,000 eine Uniform tragen. Selbst die Lampenanzünder haben eine solche, und dieser Anblick ist um so auffälliger, wenn man kurz zuvor in London war, wo fast gar keine Uniform zum Vorschein kommt, und man so darauf bedacht ist, den Widerwillen der Nation gegen die Uniform zu respectiren, daß man ihrem Anblick selbst die wenigen Wachtposten entzieht, die vor verschiedenen Gebäuden, aber nur im Innern der Höfe, stehen.

Die russischen Soldaten, vom gemeinen Manne bis zum höchsten Offizier, scheinen mit ihrer Uniform so zusammengewachsen zu sein, daß man sie nie ohne dieselben sieht. Sie sind selbst auf dem Spaziergange so gerüstet, als sollte es jeden Augenblick in die Schlacht gehen. Es ist in der That ein überraschender Anblick, alle die verschiedenen Gestalten und Rüstungen zu sehen, man glaubt, nicht in einer einzigen Stadt, sondern in hunderten zu gleicher Zeit zu sein.

Besonders schön und stattlich machen sich die Tscherkessen in ihren silbernen Panzern. Während ihre Brüder im Kau-

kasus mit den Russen auf Tod und Leben kämpfen, und weder Pardon geben, noch nehmen, sieht man sie in Petersburg sich so höflich mit den Russen bewegen, als wäre zwischen beiden Völkern ein ewiger Frieden gewesen. Aber doch schienen mir die Russen eine gewisse Scheu vor diesen kriegerischen Gefangenen zu haben. Denn anderes sind die Tscherkessen in Petersburg nicht. Sie haben den scharf geschliffenen Dolch und die geladene Pistole beständig im Gurt. So erscheinen sie sogar in der Gesellschaft und auf Bällen, und so tolle Dinge diese Leute auch zuweilen anstellen, man scheint gegen sie sehr viel Rücksicht zu nehmen. Man scheint diese Tscherkessen als eine Seltenheit sehr zart zu behandeln, denn es werden sehr wenige lebendig gefangen, weil diese Leute, wenn sie kein Entrinnen sehen, ihre Waffen gegen sich selbst kehren, um der Gefangenschaft zu entgehen. Den jungen Tscherkessen, welche man in den Kadetteninstituten in Petersburg erzieht, läßt man sogar ihre Religion, weil man sich davon überzeugt hat, daß sie von ihren religiösen Ansichten nicht loslassen.

Ich habe in Petersburg einen jungen, schönen Tscherkessen kennen gelernt, welcher mir über sein Volk sehr interessante Mittheilungen gemacht hat. Er erzählte mir unter Anderem, daß es bei ihnen Sitte sei, die älteren Mädchen, welche keinen Mann finden, zu verkaufen. Sie kommen dann gewöhnlich in einen Harem, wogegen sie sich durchaus nicht sträuben. Ja, sie selbst geben sich alle Mühe, ihre Reize dem Käufer im besten Lichte darzustellen, weil sie es vorziehen, im Harem zu leben, und denn doch einem Manne anzugehören, als alte Jungfern zu bleiben.

Ich glaube, daß wenn man den europäischen Mädchen der civilisirten Länder eine gleiche Wahl ließe, sie auch öfters das Erstere dem Letzteren vorziehen würden.

Einen zweiten sehr eigenthümlichen Anblick gewähren die vielen besternten und decorirten Menschen. Denn wie halb Petersburg eine Uniform trägt, so ist auch halb Petersburg decorirt. Die Rangsucht ist eine Petersburger Krankheit, die alljährlich ihre Opfer sucht, und man sieht im Irrenhause nicht wenige sehr eclatante Beispiele.

Die größte Anzahl der Irren befinden sich unter den Beamten, welche zumeist der oft zu schnelle Wechsel der kaiserlichen Gnade und Ungnade um ihren Verstand gebracht hat.

In dieser Beziehung ist das Petersburger Irrenhaus für die Zustände dieser Stadt ungemein charakteristisch. So sah ich mehrere Narren, die sich für Generäle, ja sogar für den Kaiser hielten, und es ist traurig und lustig zugleich, einen solchen Narren zu sehen, der sich mit allen eingebildeten Insignien seiner vermeintlichen Kaiserwürde bekleidet hat und mit gravitätischer Miene die gemeinsten Verrichtungen thut. Er spaltet Holz, trägt Wasser, scheuert ꝛc.

Ein noch junger, sonst blühend aussehender Kadette erregte mein großes Mitleid. Der arme Junge hatte aus Furcht vor dem Examen seinen Verstand verloren. Glücklicher Weise wußte er nichts davon und trieb allerlei tolles Zeug.

Da ich einmal von Irren spreche, will ich hier zugleich noch ein Paar junger Russinnen erwähnen, welche aus Liebe, und zwar zu keinem Andern als zum Kaiser, verrückt geworden sind. Ich kann es den armen Geschöpfen wahrlich nicht verdenken, daß sie, wenn sie einmal aus Liebe wahnsinnig zu werden fähig waren, sich just in den Kaiser verliebten. Denn er ist, wie gesagt, nicht nur der schönste Mann in Rußland, sondern vielleicht der schönste Mann auf Erden. Diejenigen Männer, welche etwa nur das weibliche Geschlecht einer solchen Thorheit fähig halten sollen, mögen daran erinnert werden,

daß es in London die Männer sind, welche ähnliche Thorheit dort in's Irrenhaus bringt. Denn wie der Kaiser von Rußland ein schöner Mann ist, so ist die Königin Victoria eine schöne Frau, und es hat schon mancher blonde Jüngling die närrische Idee gehabt, sich in Ihre brittische Majestät zu verlieben.

Das konnten sie wohl in den Zeiten einer Elisabeth und einer Katharina wagen, ohne den Verstand im Stiche lassen zu müssen, denn weder die englische Königin, noch die russische Kaiserin sah es ungern, wenn ihre Unterthanen sich wie närrisch in sie verliebten. Hatte doch die Kaiserin Katharina in ihrer Eremitage einen Liebeshof eingerichtet, ganz allein zu dem Zwecke, Liebeserklärungen zu empfangen, wobei, wie an der Pforte der Eremitage ausdrücklich zu lesen war, alle Ungleichheit und Standesunterschiede verschwanden. Ich glaube, in dieser Zeit hätte kein Mann etwas riskirt, wenn er keck in die Eremitage gedrungen wäre, um seiner Kaiserin zu erklären; ich muß Dich lieben oder sterben.

Vorausgesetzt natürlich, daß diese Worte von einer geeigneten Persönlichkeit ausgesprochen worden wären.

Aber heut zu Tage ist sowohl in Rußland wie in England für solche Extravaganzen kein anderer Raum, als das Tollhaus. Die Herrscher beider Staaten lieben die Romantik nicht, und wenn ein armes Mädchen sich in den stattlichen Kaiser oder ein armer Mensch in die majestätische Königin verliebt, was allerdings thöricht, aber dennoch erklärlich ist, müssen die Unglücklichen nach Bedlam oder dem „Bolnitza wssäch skarbjädschnich“, dem „Pflegehaus der gramvollen Seelen,“ wie der Russe sich so schön in seiner barbarischen Sprache ausdrückt, hineinpilgern und dort ihre Liebesseufzer aushauchen.

Der vermeintliche Kaiser, welcher von dem Wahnsinn sei-

ner Leidensgefährtin hörte, stellte sich dieser mit den Worten vor: Ich bin Dein großer Kaiser; liebst Du mich wirklich, so reiche mir die Hand, ich will Dich zur Kaiserin machen. Aber die arme Irre soll traurig und unglücklich das Haupt geschüttelt und dann gesagt haben:

Würde ich mich in den Kaiser wohl verliebt haben, wenn er so häßlich wie Du wäre? —

In diesem Wahnsinn ist gewiß Methode.

Und im St. Petersburger Irrenhause allein ist noch Poesie.

So sah ich unter Andern auch einen Irren, welcher sich für eine Theemaschine hielt, und Jedem, der sich ihm nahete, zurief: Es kocht! es kocht! es kocht! Ich bitte, einzuschenken. Gewiß ein origineller Wahnsinn. Seitdem ich diesen Irren gesehen hatte, konnte ich meine russische Theemaschine nicht mehr ansehen, ohne an den Unglücklichen zu denken, und zuweilen, wenn mein Blick beim Erwachen oder beim Einschlafen auf diesen in Petersburg so einheimischen Gegenstand fiel, kam es mir immer vor, als nehme sie nach und nach eine menschliche Gestalt an, als wüchsen dem kleinen dickbäuchigen Kobolde Arme und Beine an.

Doch wohin sind wir gerathen? Von der Newskaperspective nach dem Irrenhause ist ein hübscher Weg, denn letzteres liegt auf dem Wege nach Petershoff, aber, wie gesagt, vom besternten Beamten bis zum wahnsinnigen Insassen daselbst, dieser Weg wird oft reißend schnell gemacht, und ich dachte daran, wie Mancher dieser Leute, die jetzt im Sonnenschein der kaiserlichen Gnade dahin wandelten, schon vielleicht übers Jahr in dem Hause der kummervollen Seelen seinen Wohnsitz nehmen werde.

Neben den glänzenden Uniformen und den flimmernden Decorationen gewährt endlich noch ein drittes Bild bei dem

mittäglichen Spaziergange auf der Newsk[i]perspective ein großes Interesse, und das sind die reich geschirrten Equipagen, welche zu Tausenden neben den Fußgängern dahinrollen. Ich glaube, wenn nicht so strenge Gesetze existirten, es würde täglich viel Unglück geschehen, während man jetzt ganz ruhig neben diesen jagenden Karossen dahin gehen kann. Zuweilen aber geschieht dennoch ein Unglück. So wurde vor meinen Augen eine alte Frau überfahren, augenblicklich stürzten die Butschnicks aus ihren Häuschen, welche sich fast in jeder Straße befinden. Der Kutscher aber trieb seine Pferde an und flog pfeilschnell dahin. Aber eben so schnell sprangen die Butschnicks hinten auf den Wagen und fuhren ruhig mit ab, bis der Wagen denn doch endlich halten mußte. Wahrscheinlich legte man sich dann auf's Unterhandeln und traf einen gütlichen Vergleich.

Es ist auffallend, wie oft man in Petersburg dem Kaiser begegnet. Zuweilen sieht man ihn in einer Droschke fahren, die ein Edelmann zu besteigen Anstand nehmen würde, oder in einem schlechten Bauernschlitten. Die Russen sind an diese Einfachheit ihrer Kaiser im täglichen Leben sehr gewöhnt, und es ist merkwürdig, daß sie, trotzdem sie sich so oft unter dem Volke bewegen, durchaus nichts von ihrer Majestät verlieren, zu welcher der Russe, wie zu seiner Vorsehung, ehrfurchtsvoll emporblickt.

Die meisten Spaziergänger haben keinen andern Zweck ihrer Promenade, als vom Kaiser gesehen zu werden.

An einem Tage zeigte mir einer meiner Freunde eine lebendige Merkwürdigkeit, aus den Zeiten des Kaisers Paul herrührend.

Es war nämlich ein Engländer mit einer Brille.

Rathen Sie doch, sagte mein Freund, aus welchem Grunde dieser Engländer eine Brille trägt?

Nun, weil er kurzsichtig ist.

Durchaus nicht.

Es ist wahr, ich habe vergessen, daß es ein Engländer ist und mithin, Gott weiß, aus welchem Anfalle von Spleen sich eine Brille zugelegt haben kann, ich bin demnach außer Stande, es zu errathen.

Ich will Ihnen die Geschichte, wenn wir nach Hause kommen, erzählen.

Und warum erst dann?

Sind Sie noch nicht lange genug in Petersburg, um zu wissen, daß man von gewissen Dingen nicht auf der Straße sprechen darf?

Ich geduldete mich also, und in meiner Wohnung angelangt, erzählte mir mein Freund Folgendes:

In der Periode, in welcher der unglückliche Kaiser Paul so oft von dem Geiste Sauls, d. h. von dem Geiste des Mißtrauens befallen wurde, vermieden es seine Unterthanen eben so eifrig, dem Kaiser zu begegnen, als sie jetzt darnach trachten, von dem Kaiser Nicolaus bemerkt zu werden. Paul wurde aber durch diese Scheu seiner Unterthanen in seinem Mißtrauen bestärkt. So sah er einst einen Menschen scheu um die Ecke biegen, als er durch die Straße fuhr. Er ließ den armen Menschen vor sich bringen und fragte ihn in hartem Tone, warum er seinem Kaiser ausweiche. Der Arme versetzte, daß er zur englischen Factorei gehöre und die kaiserliche Equipage, da er sehr kurzsichtig sei, nicht erkannt habe. Wenn das ist, versetzte der Kaiser, so befehlen wir Euch, eine Brille zu tragen, damit Ihr niemals wieder veanlaßt werdet, Euch auf eine so unanständige Weise zu betragen.

Es erschien nun ausdrücklich ein Ukas, welcher diesen Gegenstand behandelt und der Engländer trägt seit dieser Zeit eine Brille, die er auch unter der Regierung des Kaisers Nicolaus niemals abgelegt hat.

Ich habe im Anfange dieses Kapitels gesagt, daß sich der Anblick der Stadt Petersburg und namentlich der Newskaperspective im Winter gänzlich verändere, der weiße Schnee auf den Straßen, verbunden mit den weißen Häusern gewähren dann einen ganz neuen, eigenthümlichen Anblick, der nicht ohne Reiz ist. Die Stadt sieht dann wahrhaft feenhaft aus. Sie gleicht einem Nebelbilde, einem phantastischen Erzeugnisse irgend einer mächtigen, feenhaften Laune. Das Leben zeigt sich dann auf eine ganz andere Weise thätig. Die seidenen Kleider werden mit kostbaren Pelzen vertauscht, die Droschken und Wagen mit den Schlitten, welche pfeilschnell über dem weichen Schneepfade dahin gleiten. Die öffentlichen Wärmestuben werden geöffnet, und bei den Theatern brennen auf offner Straße große Feuer für die daselbst wartenden Kutscher. Erst bei 25 Grad Kälte hört das Leben und Treiben auf der belebten Newskaperspective auf. Die Schulen, die Theater werden geschlossen, Alles schließt sich in seine behäbige Wohnung ein, um dem furchtbaren Feinde draußen so wenig wie möglich zu begegnen.

Nur die armen Soldaten, vom Gemeinen bis zu den höchsten Offizieren, müssen vor wie nach bei der Parade erscheinen, wo sich der Kaiser ebenfalls selbst bei der strengsten Kälte befindet.

Die Stadt aber ist öde, todt und grabesstill. Man hört nur das unheimliche Knistern der eisigen Decke, es summt uns beständig um die Ohren, wie Wolfs- und Hundegeheul, und

hier und dort erstarrt ein lebensvolles Wesen, wie Loth's Frau, zur Statue, von dem eisigen Hauche des grimmigen Frostes getroffen.

Indessen erzählt man sich in dem Innern der Häuser, bei dem heißen, glühenden Thee, allerlei Geschichten, welche zuweilen das Haar zu Berge sträuben machen, oder man spielt Liebesromane, und zeigt, daß auch in diesem kalten Norden warme, glühende Herzen schlagen, voll Aufopferung und Hingebung.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Der Maskenball.

Unterhaltung mit dem Kaiser. — Der geheimnißvolle Domino. — Der Türke. — Der Pole.

So wenig mir auch das Petersburger Leben zusagte, ich habe als Künstlerin keine Veranlassung, mich über diese riesige Stadt zu beklagen. Ich habe nirgends größere Triumphe gefeiert, als in Petersburg. Ich wurde vom Publikum stets mit rauschendem Beifall empfangen, und wenn ich abtrat, wurde ich mit Kränzen und kostbaren Blumen überschüttet. Ich hatte so viele Verehrer, wie in London und Paris, und außer vielen Schätzen und unermeßlich vielen Seelen wurden mir so viele Hände angeboten, wie Argus Augen gehabt haben soll. Aber ich war jung und unabhängig, und die Russen gefielen mir durchaus nicht so gut, um unter ihnen denjenigen zu wählen, der mein Herr werden sollte.

Ich schlug also alle Attentate auf meine Unabhängigkeit mit Entschiedenheit ab.

Sagte mir Einer: ich bin reich, wie Krösus, so versetzte ich: es fehlt mir nicht an Schätzen, ich bedarf deren nicht.

Sprach mir Einer von seiner ungeheuren Anzahl Seelen, die er mir zu Füßen legen wollte, so versetzte ich, daß mir eine Seele vollkommen genüge, wenn sie mit der meinigen harmonire, und ich eben nur einer solchen bedürfe.

War endlich Einer so närrisch von seiner Person zu sprechen, auf seinen schönen Wuchs, seine ausgezeichnete Haltung und dergleichen mehr hinzudeuten, so lachte ich den Narren geradezu aus und versetzte, daß seine schöne Gestalt nur das Kunstproduckt seines gewandten Schneiders sei, der sicher mit der Watte da nachgeholfen habe, wo die Natur ihn stiefmütterlich behandelt habe.

Ich hatte nämlich bald die Erfahrung gemacht, daß die schönen Männer in Petersburg den größten Theil ihrer schönen Formen ihren Schneidern zu danken haben, welche in Petersburg wahrhaft plastische Künstler sind.

Auf diese Weise behauptete ich in Petersburg meine Freiheit, was mich indeß nicht hinderte, einen ausgewählten Kreis angenehmer und bevorzugter Freunde um mich zu versammeln und in diesem recht angenehm die Zeit zu verplaudern und zu vertändeln.

In Gesellschaft einiger dieser Freunde besuchte ich im Monat Januar die Maskerade, welche hier jeden Winter stattfindet, und welche, wie alle öffentliche Vergnügungen, schon deshalb stark besucht wird, weil auch hierbei der Kaiser erscheint. Es hatte einen ungemein großen Reiz für mich, eine Maskerade mitzumachen, wo man den Kaiser mit Maskenfreiheit anreden darf, und ich beschloß von dieser Freiheit Gebrauch zu machen.

Eine Maskerade ist sicher eine der interessantesten Festlichkeiten, und ich versprach mir selbst in Petersburg Genuß davon.

Ich hüllte mich in die Tracht einer Andalusierin.

Die Räume des festlich geschmückten Theaters waren gedrängt voll. Jedoch trugen die Meisten der Anwesenden Dominos. Die Charaktermasken, welche ich sah, waren aber alle sehr schön gewählt und sehr kostbar.

Die Logen waren von einer großen Anzahl Damen im Ballstaat eingenommen.

Die Musik rauschte fast unaufhörlich fort, die Masken wogten hin und her, und dennoch war es kein Maskenleben. Es ging Alles so ruhig und gemessen ab, als begegneten sich viele Tausende Sonntags auf einem Spaziergange.

Es schienen Alle mit Spannung auf einen Moment zu warten, und dieser Moment war den Anwesenden Alles, was sie hier suchten, weshalb sie hier waren.

Die Uhr war zwölf und es schien dieser Moment endlich gekommen zu sein.

Die Anwesenden drängten sich plötzlich nach einem Punkte hin, und man hörte den allgemeinen, doch leisen Ruf:

Der Kaiser!

Es gelang mir, nach vielen Anstrengungen mich dem Kaiser ziemlich zu nähern, welcher die Garde-Uniform trug. Er war von einigen seiner Minister und Günstlinge begleitet, von denen Einige Uniformen und Andere Dominos trugen.

Durch die Erscheinung des Kaisers ward der Ball etwas belebter. Es ist der Wille des Kaisers, daß vollkommene Maskenfreiheit herrsche und von ihm nicht die geringste Notiz genommen werde. Der Kaiser selbst bewegte sich so ungezwungen und frei unter dem bunten Gewirr, daß man es ihm ansah, das Publikum hätte ihm damit einen Gefallen gethan, sich dem heitern und fröhlichen Maskentreiben hinzugeben, und ich konnte es mir in der That nicht erklären, warum die Leute,

welche doch sonst so sehr darauf lauern, den leisesten Wink des Kaisers auszuführen, heute gar nicht daran zu denken schienen, seine Wünsche zu befriedigen.

Die Leute umkreisten den mächtigen Kaiser, wie Jemanden, in dessen Nähe man sein möchte, und dem man doch nicht zu nahen wagt, oder sie standen wie festgebannt und starrten und staunten diesen irdischen Gott an, welcher seiner Nation, hoch wie niedrig, und so oft und so selten er sich auch zeigen mag, stets wie ein höheres Wesen erscheint.

Nur dann und wann wagte es eine Maske, den dichten Kreis, welcher den Kaiser stets umschloß, zu durchbrechen und sich gegen diesen einen Scherz zu erlauben. Es waren aber nur weibliche Masken, welche diesen Heroismus zeigten.

Nachdem ich diesem Spiel wohl eine gute halbe Stunde mit zugeschaut und mich völlig in der Gesellschaft orientirt hatte, brach mir endlich die Geduld, und ich beschloß auf eigene Faust mir Vergnügungen zu schaffen, welche mir diese steife, ungelenkige Gesellschaft nicht gewähren zu wollen schien.

Ich war eben im Begriff mit dem Kaiser anzubinden, als ich mich am Arme festgehalten sah und mich bei Namen nennen hörte.

Als ich mich umblickte, sah ich einen Domino vor mir, der mir aber gänzlich unbekannt schien.

Sie irren sich, sagte ich, ich führe nicht den Namen, den Sie nannten.

Ich irre mich nicht, Sie sind Lola Montez.

Woran glauben Sie mich zu erkennen?

Ich würde Sie in jeder Verkleidung wieder erkennen. Bitte, folgen Sie mir.

Zuvor entdecken Sie sich.

Rathen Sie.

Ich habe zu viele Bekannte, und weder Ihre Stimme noch Ihre Gestalt scheinen mir einem derselben anzugehören.

Lola, haben Sie mich so rasch vergessen?

Ich kann Ihnen nicht eher Antwort geben, bis Sie sich mir zeigen.

In diesem Augenblick näherte sich mir der Baron Sk..., mit welchem ich zur Maskerade gefahren war.

Ich habe so eben Jemanden gesprochen, sagte er, der Sie zu sehen wünschte, aber wir konnten Sie nicht finden.

Wer wäre denn das?

Der Prinz L...w.

Ist er hier?

Er ist nur hierher gekommen, um sich einen Spaß mit Ihnen zu machen.

Das soll ihm doch schwer werden, sobald ich ihn erkenne.

Sie würden ihn aber nicht erkennen.

Hat er eine Charaktermaske gewählt?

Er ist ein Türke.

Und wissen Sie nicht, was er vor hat?

Ich weiß es — aber ich soll es Ihnen nicht verrathen.

Haben Sie ihm Ihr Wort gegeben?

Ja.

Und Sie glauben, daß er mich gewiß erkennen wird?

Gewiß, denn ich habe Sie ihm bezeichnet. Indeß Sie wissen nun auch, wer der Türke ist, und können sich darnach einrichten. Wenn ich nicht irre, so kömmt er jetzt gerade auf uns zu.

Der Türke näherte sich uns. Der Domino, welcher mein Gespräch mit dem Baron Th... in einiger Entfernung mit angehört hatte, verschwand jetzt plötzlich. Auch der Baron verließ mich.

Da die Herren aus den höhern Ständen auf diesen Maskeraden selten anders als in Dominos erscheinen, und Charaktermasken für unnobel gehalten werden, so mußte der Prinz L... allerdings eine Absicht haben, als er von dieser Sitte abzuweichen beschloß. Indeß ich kannte ihn und erwartete ruhig sein Attentat auf mich.

In dem Augenblick, als er sich mir näherte, streifte der Kaiser an mir vorüber. Ich ergriff rasch dessen Arm und sagte auf französisch:

Die Russen verstehen es wohl, ihren geliebten Kaiser anzubeten, aber nicht ihn zu unterhalten.

Und glaubst Du es besser zu können? fragte mich der Kaiser lächelnd.

Ganz gewiß, versetzte ich.

Du bist keine Russin?

Nein, eine Andalusierin, antwortete ich zweideutig.

Das sehe ich, sagte der Kaiser, was hast Du aber an meinen Russen auszusetzen?

Sie sind sehr langweilig in ihrer Bewunderung.

Glaubst Du, daß ich das so empfinde?

Sicher glaube ich das, denn Du wünschst gewiß mehr Leben und Seele bei diesem Maskengewühl. Deine Russen scheinen es an diesem Tage ganz zu vergessen, daß Du, der alltäglich so viele Masken sieht, einmal unter der Maske die Wahrheit hören und sehen möchtest.

Meinst Du das?

Ich weiß nicht genau, ob Du so denkst, aber ich würde so denken, wenn ich Kaiser wäre.

Und wie so weißt Du, daß sich mir heute die Wahrheit verbirgt?

Die Wahrheit ist kühn, weil sie sich ihrer Gefahren be-

wußt ist und ihnen trotzt, ich aber sehe hier die Leute voll Scheu und Furcht, kaum daß sich Dir eine Maske zu nähern wagt, und Du möchtest doch so gern, daß Deine Unterthanen einmal den Kaiser vergessen könnten und den Freund und Vater an dessen Stelle setzten.

Du bist sehr kühn bei Deinen Hypothesen.

Ich glaube nur wahr zu sein. Wenn Du in diesem Gedränge bist, so möchtest Du sicher etwas erfahren, d. h. etwas Anderes als sonst. Um zu hören, daß Du ein schöner Mann bist, brauchst Du Dich nicht hierher zu bemühen.

Nun, laß hören, ob ich von Dir etwas Anderes erfahren kann?

O, ich könnte Dir genug erzählen, was Dich ganz gut unterhalten soll, aber ich sehe da einen Türken, welcher mich unaufhörlich verfolgt. Ich glaube, die Türken sind sehr eifersüchtig auf Dich. Sie fürchten wohl, wenn Du ihnen auch ihr Constantinopel lassen wirst, so möchtest Du Dir am Ende eins in Deinem Rußland aufbauen.

Mit diesen Worten verließ ich den Kaiser und trat gerade auf den Türken zu. Aber ich bemerkte, daß Einer von dem Gefolge des Kaisers diesen verließ und mir folgte.

Schöne Andalusierin, sagte der Türke, als ich ihm so nahe war, daß er meine Hand erfassen konnte, willst Du mir in meinen Harem folgen?

Such' Dir eine Türkin, versetzte ich, eine solche ist besser daran gewöhnt Sklavin zu sein.

Es ruht sich so schön auf weichen Polstern, und der Glanz meiner Juwelen übertrifft den Glanz der Sterne.

Nur schade, versetzte ich, daß Du bei Allem dem nicht bei Deinem Barte schwören kannst.

Wer hindert mich daran?

Ein Ukas, flüsterte ich ihm zu, welcher Dir den Bart verbietet.

Ich werde einen solchen haben, schöne Spanierin, sobald Du es befiehlst.

Ich würde sehr wenig dabei gewinnen, und Du auch.

Wie so das?

Ich liebe die Freiheit und hasse die Männer.

Auch die, welche Dich frei lassen?

Ein Mann ist wie der andere, sie trachten Alle darnach, das Weib zu unterdrücken.

So will ich Dein Weib werden, werde Du mein Mann.

Die Schürze kleidet Dir schlecht, das sehe ich, wenn Du zur Parade fährst.

Hast Du mich schon je in einer Schürze gesehen?

Oft genug.

Du kennst mich?

Ich glaube.

So nenne mir meinen Namen.

Ich nannte ihm einen falschen Namen.

Fehlgeschossen! rief der Prinz.

In diesem Augenblick näherte sich derselbe Domino, welcher mich vorhin angesprochen hatte, dem Prinzen.

Ich hörte ihn mit dumpfer Stimme sagen:

Auf einen Augenblick, Maske.

Darauf verschwand der Türke und der Domino.

Ich sah Beide an diesem Abend nicht wieder.

Der Baron Th..., welcher zu mir trat, war über das Verschwinden des Prinzen L... sehr verwundert. Er konnte sich dessen Entfernung nicht erklären.

Indessen hatte auch der Kaiser die Gesellschaft wieder verlassen, und dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch.

Denn wie immer concentrirt sich auch hier alles Interesse um die Person des Kaisers. Sobald dieser verschwindet, empfindet Jeder die tödtlichste Langeweile und eilt nach Hause.

Als ich den Saal verließ, drängte sich ein Mensch an mich heran, und versuchte es, gewaltsam meine Maske aufzuheben. Durch eine energische Bewegung verhinderte ich es jedoch, und als der Baron Th... den Menschen festhalten wollte, verschwand dieser eilig im Gedränge.

Sie haben mit dem Kaiser gesprochen, sagte der Baron, als wir im Wagen saßen, darf ich fragen, welchen Gegenstand der Unterhaltung sie gewählt haben?

Der Baron Th... war kein Russe, und ich nahm keinen Anstand, ihm meine kurze Unterhaltung mit dem Kaiser mitzutheilen.

Er schüttelte darauf den Kopf und sagte dann: Bei Ihnen sitzt doch das Herz stets auf der Zunge. Ich möchte wetten, daß der Mensch, welcher am Ausgange des Schauspielhauses Ihre Maske lüften wollte, ein geheimer Polizei-Agent war, welchem der Befehl dazu von einem Neugierigen aus des Kaisers Umgebung zugekommen ist. Vielleicht wollte der Kaiser selbst wissen, wer die kecke Andalusierin war.

In diesem Falle wundert es mich, daß mich der Mensch so rasch verlassen hat.

Sorgen Sie nicht, er wird schon wissen, was aus Ihnen zu machen und darnach seinen Rapport einrichten.

Mit diesem Gespräche hatte ich meine Wohnung erreicht, der Baron wünschte mir gute Nacht, ich beeilte mich mein Zimmer zu erreichen, aber wie erschrak ich, als ich auf meinem Sopha denselben Domino sitzen sah, der an diesem Abend mir gegenüber eine so geheimnißvolle Rolle spielte.

Mein Gott, wer sind Sie? rief ich mit lauter Stimme

und blieb wie festgebannt an der Schwelle meines Zimmers stehen.

Fürchten Sie sich nicht, versetzte der Domino, Lola, ich war einst Ihr Freund, ich weiß, daß ich es nicht mehr bin, aber fürchten Sie sich nicht.

Mit diesen Worten streifte der räthselhafte Mensch seinen Domino und seine Larve ab, und ich erkannte jetzt den Polen Alexander R...

Alexander R... hatte Warschau verlassen, nachdem er seiner Familie bestimmt erklärt hatte, die von ihr beabsichtigte Ehe nicht eingehen zu wollen. Er wollte nun, nachdem er sich frei gemacht, mich allen Ernstes heirathen. Er war böse darüber, daß ich ihm, wie er sich ausdrückte, nicht eine gleiche Treue, wie er mir, bewahrt hatte, und ein Verhältniß mit dem Prinzen L...w eingegangen sei, welches ihn bitter kränkte und ihn erkennen ließ, daß er sich in mich getäuscht habe.

Das waren seine Vorwürfe.

Ich erwiederte ihm, daß ich mich beständig ihm gegenüber als Herrin meiner Handlungen gezeigt hätte, und daß ich, nachdem ich durch seine Familie gezwungen worden war, Warschau zu verlassen, ein Verhältniß vergessen mußte, das für uns Beide so unangenehme Folgen hatte.

Mit dieser Erklärung gab sich R... keineswegs zufrieden, er beschwor mich, falls ich ihn nicht für immer unglücklich machen wollte, seine Hand anzunehmen und mit ihm nach Frankreich oder England zu ziehen.

Ich muß gestehen, daß die Hartnäckigkeit des jungen Alexander, seine wirklich so beständige Neigung, mich rührte, aber dennoch glaubte ich unverantwortlich zu handeln, wenn ich auf seinen Antrag einging, denn ich sah ein, daß der junge

Mann doppelt unglücklich sein würde, nachdem er sein heißersehntes Ziel erhascht hatte. Ich schlug ihm daher meine Hand entschieden ab, ich bat ihn ferner, mein Freund zu sein, und ich versprach ihm, so lange seine treue Freundin zu bleiben, so lange er selbst das Verhältniß nicht brechen würde.

Auf diesen Vorschlag schüttelte R... das Haupt. Er beschwor mich, die Sache noch einmal zu überlegen. Am andern Tage wollte er von mir die letzte entscheidende Antwort haben.

Am andern Tage besuchte er mich wieder. Ich blieb bei meinem Vorsatze. Ich wollte nur seine Freundin sein, aber der junge Brausekopf wollte mich durchaus zu seiner Frau machen. Alexander bat mich auf den Knien, das Wort auszusprechen, das ihn so unendlich glücklich machen würde.

In dieser Situation überraschte ihn der Prinz L... Als er den jungen R... sah, wollte er sich, discret genug, zurückziehen, aber R... sprang auf, faßte den Prinzen beim Arme und flüsterte ihm einige Worte zu.

Dann verließ er mein Zimmer, ohne noch ein Wort zu sagen.

Der Prinz L... erzählte mir nun, daß er am vorhergehenden Tage mit dem R... einen sehr heftigen Wortwechsel, und zwar meinetwegen, gehabt habe, und daß es ohne die Dazwischenkunft eines Dritten zu einer Herausforderung gekommen wäre, zu der es übrigens jetzt eben wirklich gekommen sei.

Ich erzählte dem Prinzen mein Verhältniß mit Alexander R..., und bat ihn dringend, dem Duell auf irgend eine Weise auszuweichen. Er war nur sehr schwer dazu zu bewegen, endlich aber versprach er mir, das Duell durch eine Anzeige unmöglich zu machen, und er richtete seine Sache so gut ein,

daß Alexander R... schon am andern Tage, ohne daß das Duell stattfinden konnte, Petersburg verlassen mußte.

Ich habe seit dieser Zeit von dem jungen Polen nichts mehr gehört, aber ich glaube, daß er mich vergessen und endlich dem Willen seiner Verwandten nachgegeben haben wird. — Der junge Mann war für mich zu enthusiastisch, zu stürmisch, als daß ich hätte hoffen dürfen, mit ihm, unter Verhältnissen, die tausend Klippen darboten, auf die Dauer glücklich zu leben.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Theegesellschaft.

Mordgeschichten. — Der Theaterbrand. — Der Muth der Frauen.

Es ist wahr und der Prinz L... hatte Recht: Wenn man sich in Petersburg wahrhaft amüsiren will, so muß man gerade im Winter daselbst verweilen, nur in dieser Jahreszeit wird die große Stadt recht eigentlich interessant, und man findet daselbst eben die eigenthümlichen Vergnügungen, welche den Sommeraufenthalt in den italienischen Städten, in Venedig und Rom, so angenehm machen. Namentlich ist dieses in der Carnevalszeit der Fall, in der Butterwoche, welche der Osternwoche vorangeht, und in dieser selbst.

Hat man sich an die Kälte einigermaßen gewöhnt und sich mit einem guten russischen Pelze versehen, dann fährt und geht man gern durch die besuchtesten Straßen und besieht sich die Katschalis, die großen Rutschberge und Schaukeln, die der Russe so ungemein liebt, und alle die hölzernen Theater, welche den Admiralitätsplatz anfüllen. Am Abende besucht man die glänzenden Bälle, welche in Unzahl gegeben werden, und deren ungeheure Pracht Summen verschlingen, welche selbst die englischen Großen enorm nennen würden.

Die russischen Damen wechseln bei den zahlreichen Bällen, welche sie in der Wintersaison besuchen, nicht nur die Kleider, sondern sie halten es nicht einmal für nobel, immer denselben Schmuck, dieselben Brillanten zu tragen. Oft werden zu jedem neuen Balle die Häuser gänzlich neu dekorirt, und da manches Haus in der Saison wohl ein Dutzend solcher Bälle giebt, so kann man sich einen Begriff von der Verschwendung der russischen Reichen machen, die für eine solche Balldekoration oft 10- bis 20,000 Rubel ausgeben.

Zieht man es vor, an einem Abende zu Hause zu bleiben, so hat man eine Anzahl guter Freunde um die freundliche Theekanne versammelt, und es bietet sich dann mancher Stoff zur Unterhaltung.

Ich erinnere mich eines solchen Abends, da eine ziemliche Anzahl meiner Bekannten bei mir versammelt waren und wir uns recht in allerlei lustige und schaurige Geschichtchen vertieft hatten. Wie das gewöhnlich bei solchen Unterhaltungen der Fall ist, von der Toilette kam das Gespräch auf den Schneider, vom Schneider auf das Geld und vom Gelde auf die Banditen und die Straßenräuber.

So sprachen wir auch an diesem Abende von den russischen Gaunern, von der bekannten Wette, welche ein russischer Prinz mit einem französischen Gesandten eingegangen war, und die dieser verlor, indem sich die Fingerfertigkeit eines russischen Diebes in der That ganz erstaunlich bewährt hatte. Von den Gaunern gingen wir zu den Straßenwächtern über, und von diesen erzählte Einer in unserm Kreise folgende Geschichte:

Zwei Freunde trafen einst auf der Straße mit einem entfernten Bekannten zusammen, welcher aber so berauscht war, daß sie es für gut fanden, ihn bei der nächsten Polizeiwache

unterzubringen, um ihn dort seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Sie glaubten nun gewiß, daß er unter guter Obhut sei und am Morgen seinen Weg nach Hause finden würde. Wie erstaunt aber waren sie, als sie nach einigen Tagen vernahmen, daß jener Bekannte gerade seit jenem Abende, da sie ihn in die Polizeiwache abgeliefert hatten, verschwunden sei. Sie machten nun sofort Anzeige, und man schritt zu einer genauen Untersuchung der Polizeiwache. In dieser fand man nun bald einige Kleidungsstücke, welche man als dem Vermißten angehörig erkannte, und bei fortgesetzter genauer Untersuchung fand man, daß die Wache mit einer Herberge in Verbindung stand, in welcher jetzt ebenfalls genaue Nachsuchungen angestellt wurden. Man gelangte auch sehr bald zu einem schrecklichen Resultate, denn in einem Keller der Herberge wurde nicht nur der schon in Fäulniß übergegangene Körper des Vermißten sondern noch andere Leichname gefunden, welche in diesem Mordneste umgebracht und beraubt worden waren. Natürlich wurden die Verbrecher zur Strafe gezogen, aber die ganze Angelegenheit sehr geheimnißvoll behandelt. Jedoch konnte nich verhütet werden, daß die ganze grausenhafte Geschichte den noch zur Kenntniß des Publikums gelangte und dort eine große Mißstimmung hervorrief.

Dennoch soll in Petersburg, im Verhältniß zu andern großen Städten, der öffentliche Sicherheitszustand sehr befriedigend sein. Und das will, bei der egyptischen Finsterniß, die in den meisten Stadttheilen in Winternächten herrscht, sehr viel sagen. Natürlich werden in jedem Winter viele Leichen in der Newa gefunden, von denen man nie weiß, ob sie durch ein Unglück oder eine Schandthat dahin gerathen sind.

Nicht selten sollen auch die Petersburger Kutscher nebenbei, wenn gerade eine günstige Gelegenheit sich darbietet, sich

mit der Beraubung ihrer Insassen befassen, und man erzählte einzelne recht schauerliche Geschichten, welche an die Pariser Geheimnisse erinnerten.

Ich muß gestehen, daß diese Geschichten mich in eine etwas unbehagliche Stimmung versetzten. Ich habe in Paris, und namentlich in London, dergleichen Dinge genug erfahren, aber sie haben mich niemals ängstlich gestimmt. Theils mochte es daher kommen, weil man mit den Lastern dieser beiden Städte vertrauter ist, theils aber auch, weil man in den so volkreichen Städten das Gefühl der Sicherheit nicht so leicht verliert, wie in den ungeheuren Petersburger Gebäuden, mit ihren bärtigen Portiers, von denen man zum Theil auch nicht sehr Vertrauen erweckende Dinge erzählt, und in den leblosen Straßen, die man doch auch hin und wieder zu passieren gezwungen ist. Ich bat also meine Gesellschaft, von diesen Dingen aufzuhören, die Banditen in Ruhe zu lassen und das Gespräch auf interessantere Gegenstände zu leiten.

Dies fand sich denn auch sehr leicht. Man machte sich über meine Aengstlichkeit, als einen Fehler der Frauen, lustig, ich vertheidigte mein Geschlecht, dessen Muth ich über den männlichen stellte, und unterstützte meine Behauptungen mit meinen Erfahrungen.

Der Muth, sagte ich, ist keineswegs das Privilegium des Mannes, ich habe genug Männer kennen gelernt, die mir wie wahre Hasen vorkamen, und dagegen zarte Frauen, welche der Gefahr keck ins Antlitz schauten. Würde der moralische Muth, den die meisten Frauen besitzen, durch physische Kraft unterstützt werden, so zweifle ich nicht, daß sie bald die heldenmüthigsten Thaten der Männer verdunkeln würden.

Und am Ende würden sie auch statt unserer in den Krieg ziehen und sich mit den Tscherkessen schlagen, spöttelte der Prinz.

Ganz gewiß würden sie das, mein Herr, und ich zweifle gar nicht, daß dann diese trotzigen Menschen sehr bald sich vor Ihrem Kaiser beugen werden. Ihre Soldaten haben keinen Muth, und sind deshalb noch lange keine Helden, weil sie in den Kampf ziehen. Sie thun es, weil sie müssen. Das weibliche Geschlecht schrickt vor einer so grausamen Nothwendigkeit zurück, und hat allerdings nicht einmal die Kraft zu gehorchen, welche ich dem Männergeschlecht keineswegs absprechen will. Ich glaube nicht, daß Sie ein weibliches Heer dazu bewegen könnten, ein anderes weibliches Heer anzufallen, zu morden und zu vernichten, ohne einen andern Grund, als es beherrschen zu wollen. Sehen Sie, hierin besteht der Unterschied im Muth. Das Weib hat mehr Muth im Guten, der Mann mehr Muth im Bösen.

Kaum hatte ich das letzte Wort ausgesprochen, als von der Straße herein ein ungewöhnlicher Lärm zu unsern Ohren drang. Wir eilten an die Fenster und sahen bald die rothen Laternen an einigen Thürmen, welche sich auf den kleinen Polizeihäusern befinden, um den Einwohnern die beiden Gefahren, von welchen die Stadt am öftersten heimgesucht wird, rechtzeitig anzuzeigen — die Feuer- und Wassersnoth. Diesmal war es wieder ein Brand, welcher indeß, nach eingezogener Erkundigung, in ziemlicher Entfernung von unserer Wohnung wüthete und übrigens bald gelöscht wurde. Wir setzten uns nun wieder um unsern Tisch, und natürlich kam jetzt das Feuer und die vielen unglückseligen Brandgeschichten an die Reihe, an denen Petersburg so reich ist.

Außer des ungeheuren Brandes des Winterpalastes erinnern sich die Petersburger noch des Brandes eines hölzernen Theaters, welcher in der Butterwoche stattgefunden hatte, mit Entsetzen.

Diese Theater der Katschali sind oft so groß, daß sie mehrere tausend Menschen fassen können, und sind ganz wie die großen, steinernen Theater, mit Logen, Gallerien und Rängen eingerichtet.

Es war an jenem unglückseligen Tage ein heiteres, zum Scherze aufgelegtes Publikum von drei= bis viertausend Menschen in einem dieser Theater versammelt. Der Bajazzo, welcher in diesen Theatern eine große Rolle spielt, hatte die Leute in die heiterste Laune versetzt. Alles lachte, und unter diesen vielen Menschen war kein einziges kummervolles Gesicht zu schauen. Das Stück endete mit einem brillanten Feuerwerk, und der Anblick machte sich so prächtig, daß das Publikum ganz freudetrunken in die Hände klatschte und tausendfache Bravo's ertönten.

Da sprang der Bajazzo plötzlich auf die Bühne und rief mit einer ganz komischen Grimasse:

Es brennt! Es brennt! Rettet Euch! Rettet Euch!

Das Publikum brach in ein allgemeines Gelächter über diesen Bajazzowitz aus und verwandte keinen Blick von dem prächtigen Feuerschauspiel, welches sich ihm zeigte.

Da ließ der Direktor, welcher den entsetzlichen Irrthum des Publikums inne wurde, und sich vergebens bemüht hatte, dieses von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, den Hintervorhang aufziehen, und jetzt erst gewahrte man mit Entsetzen, daß das hölzerne Gebäude in hellen Flammen stand.

Die starre Hand des Schreckens löschte urplötzlich auf allen Gesichtern die Freude aus, todesbleich und krampfhaft griffen die Mütter nach ihren Kindern, die Männer nach ihren Frauen, und Alles stürzte, wie von den Furien gefolgt, den Ausgängen zu, deren leider zu wenige waren, um das Haus

schnell genug seiner todesgeweihten Menschenschaar entledigen zu können.

Umsonst drängten die Hinteren die Vorderen mit Verzweiflung zum Ausgange. Es ging nur sehr langsam vorwärts, während die Flammen mit reißender Geschwindigkeit über den Köpfen der Unglücklichen dahinzüngelten und die Balken krachend und dröhnend hernieder stürzten.

Fürwahr, es war eine herzbrechende Scene, wie so viele Unglückliche, geputzte Menschen, die lieben Kleinen in den Armen, die sie vergebens gegen das wüthende, unbarmherzige Element zu schützen suchten, sich in diesem Flammenmeer bewegten, und nur wenige Schritte von ihnen war der Raum so weit, das Leben so frisch, die Rettung so sicher, und dennoch war es nicht möglich über diesen kleinen Zwischenraum zu kommen.

Vergebens riefen sie im wahnsinnigen Zorne fort und fort ihr Vorwärts! Vorwärts! — Die Flamme umhüllte sie, und Hunderte von Menschen, die noch so eben an dieser Stätte über die Witze des Bajazzo herzlich lachten, lagen da als verkohlte Leichen, oder standen in dichten Reihen leblos nebeneinander, den verzweiflungsvollen Tod auf dem blassen, kalten Antlitze.

Wohl an tausend Leichen wurden aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Der Kaiser selbst war, wie bei allen solchen Gelegenheiten, gegenwärtig, und bot Alles auf, die Unglücklichen zu retten. Weinend stürzten die Leute zu ihm heran, bald ein Mann, bald eine Frau, bald ein Kind, die ihre Angehörigen noch vermißten, und der Kaiser rief mit wehmüthiger Stimme:

Kinder, ich werde retten, was ich vermag.

Aber die Flamme hatte nicht den gleichen Gehorsam, wie

sechszig Millionen Menschen, und unbarmherzig tödtete sie ihre Opfer in ihrer feurigen Umarmung.

Nach dieser Erzählung hatten wir keine Lust mehr von andern Dingen zu reden. Wir waren Alle sehr erschüttert, es überschlich uns jenes Gefühl von der Nichtigkeit unseres Daseins, welche alle energische Lebensthätigkeit für den Augenblick hemmt. Meine kleine Gesellschaft sagte mir gute Nacht, und gleich darauf jagte sie in ihren Karossen, welche vor meiner Thür gehalten hatten, davon.

Ich aber konnte noch lange nicht einschlafen, und noch im Traume sah ich die erstickten Leichen, welche dichtgedrängt unter der glühenden Feuertaufe nebeneinander standen, den ewigen Schöpfer vergebens um Barmherzigkeit anflehend.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Der Tag der Küsse.

Ceremonien in der Osternacht. — Bedientenübermuth. — Hofcour.

Ich habe nirgend, selbst nicht in dem katholischen Lande Spanien, eine so ergreifende fromme Osterfeier gesehen, als in Petersburg. Schon die Nacht vor dem Ostersonntag füllen sich alle Kirchen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß nicht ein Einziger, welcher sich zur russischen Kirche bekennt, insofern er sonst gesund ist, die Kirche versäumt. Der Hof erscheint in Galla in seiner Kapelle. Ebenso sieht man die Mitglieder der Universität, die Professoren, in ihren glänzenden Uniformen, reich mit Orden geziert, und sämmtliche Behörden in langen Zügen, zwei zu zwei, nach der Kirche ziehen. Die Großen versammeln sich Familienweise, kurz, man sieht eine Masse längerer und kürzerer Züge, die alle ein und dasselbe Ziel haben, die Kirche.

Mit dem Glockenschlage 12 werden die geschmückten Thüren, welche das Allerheiligste in den Kirchen bewahren, geöffnet, und es ertönt der feierliche und wahrhaft ergreifende Gesang: „**Cristohs wosskress!**“ (Christ ist erstanden!) Zugleich werden sämmtliche Lichter in der Kirche angezündet, und da

Jeder an diesem Tage seine Wachskerze mitbringt, welche sämmtlich eine an der andern angezündet werden, so entsteht plötzlich eine blendende Helle.

Hierauf halten die Priester mit ihren Rauchfässern in der Kirche ihren Umgang und ertheilen den Segen, und alle Anwesenden, wenn sie sich nur im Entferntesten kennen, umarmen und küssen sich immer mit der Anrede: Christ ist erstanden! worauf die Antwort erfolgt: Er ist wahrhaftig erstanden!

Sobald der Priester diese feierliche Worte ausgesprochen hat, werden selbst die Kirchen von außen illuminirt, ja sogar die öffentlichen Gebäude, alle Glocken läuten, feurige Raketen steigen zum Himmel und die Kanonen donnern in bestimmten Intervallen in die feierliche Nacht hinein.

. Gegen 2 Uhr Mitternacht sind diese heiligen Ceremonien zu Ende und die Kirchgänger eilen nach Hause, nicht etwa um zu Bette zu gehen, sondern um das Ostermahl zu halten, welches namentlich bei den Großen höchst köstlich ist und für die überstandenen Fasten hinlänglich entschädigt.

Die Ostermorgen=Mahlzeiten sind höchst originell. Während des Essens erscheinen die Freunde, gratuliren und küssen sich gegenseitig tüchtig ab, und namentlich sind die Beamten an diesem festlichen Morgen ungemein in Anspruch genommen.

Ich fand diese Ceremonien zu hübsch, um sie nicht mitzumachen, nur die Ceremonie des Küssens wollte mir nicht recht behagen, denn diese Sitte, welche eine ganze Woche lang im Schwunge bleibt, wird denn doch zu vielfältig mißbraucht. Männer, die ich kaum einmal gesehen hatte, usurpirten dieses Osterrecht, und ich kann wohl sagen, daß ich am Ostertage allein zu wenigstens fünfhundert Küssen gepreßt wurde.

Ich sprach mich über diese lästige Osterceremonie gegen einen meiner Freunde aus, er versetzte mir aber lächelnd, daß

sich manche Schöne mit mir in gleicher Lage befinde, daß aber dagegen einmal nichts zu machen sei. Man müsse an diesem freundlichen und erhebenden Feste schon ein Paar unangenehme Küsse mit in den Kauf nehmen.

Als er mir mittheilte, wie viele Küsse der Kaiser selbst und die Kaiserin auszutheilen habe, konnte ich mich allerdings ein wenig trösten. Jeder Commandeur küßt seine sämmtlichen Offiziere, und der Hauptmann muß sogar alle seine Soldaten nach der Reihe abküssen. Ebenso geschieht es bei den Civilbeamten, wo der Büreauchef alle seine Untergebenen küssen muß.

Am schlimmsten kommt, wie gesagt, der Kaiser selbst weg. Er küßt seinen ganzen Hofstaat, alle seine Großen und mit wem er nur irgend zufällig zusammenkommt, davon sind die Offiziere und selbst die Schildwachen vor seiner Thür nicht ausgenommen.

Dabei geschah es einst, daß die Schildwache ein Jude war. Er umarmte sie, wie üblich, mit den Worten: Christ ist erstanden! worauf die Schildwache versetzte: Das ist eine grobe Lüge. Seit dieser Zeit hat der Kaiser angeordnet, daß am Ostertage kein Jude auf dem Posten stehen soll.

Man kann sich leicht denken, zu wie vielen komischen Scenen diese Kußsitte überhaupt Veranlassung giebt. Dabei ist die Trunkenheit an diesem Tage so sehr im Schwunge und wird so wenig für eine Sünde gegen Gott und die Polizei gehalten, daß es gefährlich für jedes weibliche Wesen ist, ohne männliche Begleitung irgend einen öffentlichen Vergnügungsort zu besuchen, vorausgesetzt, daß diese männliche Begleitung nicht vom allgemeinen Taumel ergriffen ist. — Indessen sieht man doch im Ganzen weit mehr komische, als skandalöse Scenen, und bei diesem allgemeinen Freudentaumel zeigt sich auch die Gutmüthigkeit des russischen Volkes in einem sehr vortheilhaften Lichte.

Die Herrschaften sind an dergleichen gewöhnt und verzichten an diesem Tage auf alle ordnungsmäßige Bedienung. Eine zu große Strenge kann an einem Tage der Küsse und der allgemeinen Umarmung natürlich nicht angewandt werden. Man ist froh, wenn man ihrer überhaupt an diesem Festtage gänzlich entbehren kann, läßt sie sich an den öffentlichen Orten herumtummeln und austoben, und die weiblichen Dienstboten freuen sich am meisten, wenn sie ihre männlichen Standesgenossen auf eine Zeit lang los werden, und derweil Muße genug gewinnen, ihre vom Küssen wunden Lippen mit Mundbalsam zu heilen.

Unbeschreiblich aber ist das Equipagengewühl am Ostermorgen. Die Hauptstraßen sind buchstäblich von ihnen gesperrt. Man kann sich gar keine Vorstellung von diesem Anblicke machen, der an Pracht nicht seines Gleichen findet. Man denke sich alle diese glänzenden Equipagen mit den russischen Kutschern und Bedienten, den besternten Herren in den glänzenden und goldgestickten Uniformen und den schön geputzten Damen in ihrer nationalen Hoftracht, und man wird sich einen ungefähren Begriff von diesem Schauspiel machen können. Wohl an 15,000 Equipagen mögen an diesem Morgen zur Hofkour fahren, die Darinsitzenden Alle mit fröhlichen Gesichtern, denn an diesem Gnadentage werden Ordensverleihungen und Rangserhöhungen in Masse vorgenommen.

Während nun die Großen den Orden und Würden nachjagen, strömt das geringe Volk einmal wieder zu den Katschalis, welche die Fasten zur Ruhe gebracht hatten, und amüsirt sich wieder auf den Schaukeln und bei den Bajazzo's, zufrieden mit seinem dürftigen Dasein und sich selbst.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Abschied von St. Petersburg. Moskau.

Anblick von Moskau aus der Ferne. — Der Kreml. — Iwan der Schreckliche. — Karl XII. und Napoleon. — Der Glaube von Rußlands Zukunft.

Die Wintersaison war zu Ende. Der erste Mai, welcher in ganz Rußland, und namentlich für Petersburg, ein Festtag ist, brach heran. Die Newa hatte ihre Zwangsjacke ausgezogen, und die Gondeln schaukelten sich wieder lustig auf ihren spiegelklaren Wellen. Die Eisbahnen waren zerronnen, die Pelze abgelegt, die Riesenöfen, diese im Winter sehr geschmeichelten Stubengenossen, mit kalter Geringschätzung angesehen, die Reichen gingen wieder auf das Land und die Theater wurden leer, so war denn auch ich entschlossen, Petersburg, welches mir mit der Zeit lieb geworden war, wieder zu verlassen und mein Glück anderswo zu versuchen. Ich ließ mich in meinem Entschlusse von meinen Freunden nicht wankend machen. Alles, wozu ich mich noch verstehen wollte, war ein Ausflug nach Moskau, den ich mit dem Prinzen L... unternahm, jedoch nicht um daselbst aufzutreten. Ich wollte nur

eine Woche daselbst verweilen und dann die Residenzstadt Berlin besuchen.

In dem Wagen des Prinzen trat ich also in seiner Begleitung die Reise nach der alten Czarenstadt an, in deren Flammen Napoleon den Tod, nicht seines Ruhmes, aber seines Glückes gefunden hatte.

Wir legten den Weg von Petersburg nach Moskau in drei Tagen zurück, bei einer Entfernung von 100 Meilen gewiß rasch genug. Die Städte, welche wir berührten, waren Nowgorod, in dessen Nähe die Militärkolonien liegen, von denen mir mein Begleiter grausige Geschichten erzählte.

Es sind noch nicht 9 Jahre her, sagte er, als die rasenden Soldaten hier an hundert Aerzte und eben so viele Offiziere mordeten, als sie deren unglückliche Frauen zu Tode peitschten und einen ihrer Generäle an den Baum banden und nach ihm sich im Scheibenschießen übten.

An wie vielen gräßlichen Ereignissen die russische Geschichte doch so reich ist, dachte ich schaudernd, und über alle diese Dinge wird ein so geheimnißvolles Stillschweigen beobachtet, und erfährt man etwas, so hören wir es nur im Flüsterton, als scheute sich Jeder, dergleichen Dinge auszusprechen. Ja, wahrlich, in diesem weiten Reiche gehen blutige Gespenster um. Merkwürdig bleibt es nur, daß trotz aller Geheimnißthuerei so viel in's Publikum dringt.

Die Stadt Nowgorod selbst ist ziemlich unbedeutend, obwohl diese Stadt früher ansehnlicher und volkreicher gewesen sein soll, als Petersburg und Moskau. Freilich soll damals auch die Stadt Nowgorod gewesen sein, was jetzt ganz Rußland ist, ein Staat von ungeheurer Ausdehnung. Wen ergreift es nicht mit Wehmuth, Reiche und Welten also dem Geschicke anheimfallen zu sehen. Nowgorod war früher eine

Republik, mit der nur Rom verglichen werden konnte. Von ihr hieß es: Wer kann wider Gott und Nowgorod? — Da erhob sich neben ihr das Großfürstenthum Moskau, und Iwan Wassiliewitsch, der Schreckliche, kam über sie, eroberte die Stadt, ließ mehrere Wochen lang täglich 500 Bürger hinrichten und Nowgorod war nicht mehr.

Man zeigte mir in dieser Stadt als das historisch-merkwürdigste Gebäude ein kleines Häuschen, welches auf einem Hofe lag. Hier hat vor mehr als drei Jahrhunderten die Bürgermeisterfrau Marfa gewohnt. Sie hat mit ihren Söhnen bei Nowgorods Fall den heldenmüthigsten Widerstand geleistet, wurde gefangen, nach Moskau geführt, wo sie im Kerker starb.

Außer Nowgorod kamen wir noch durch zwei Städte von Bedeutung, Torshok und Twer. Die erste Stadt zählt an 15,000 Einwohner und gewährt mit ihren Paar Dutzend Kirchen einen recht angenehmen Anblick. Hier werden die berühmten russischen Lederwaaren fabrizirt, und mein Begleiter sagte scherzend: Von hier aus erstreckt sich die Herrschaft über eine halbe Welt, — denn hier werden die schönen russischen Pantoffel verfertigt, welche in ganz Europa gekauft werden.

Der Prinz L... selbst verfehlte nicht, mir mit feierlichen Worten ein halbes Dutzend Paar zu verehren, die ich als Attribut weiblicher Herrschaft aus seinen Händen nahm.

Twer ist ebenfalls eine recht hübsche, malerische Stadt mit 24,000 Einwohnern. Sie hat bedeutenden Handel und viel Leben. Vom Weiten sieht diese Stadt so großartig aus, daß ich erst glaubte Moskau zu sehen. Wir kamen sehr spät in dieser Stadt an und fuhren des Morgens früh schon weiter.

Als wir uns Moskau näherten, wurde mein Begleiter so feierlich still, als nähere er sich dem heiligen Grabe. Sein

Blick schien sich aufzuklären, als wir die erste Kuppelspitze von Moskau sahen.

Der Anblick, welchen uns diese berühmte Stadt schon von weitem gewährt, ist in der That unbeschreiblich.

Auf einem unfruchtbaren und ziemlich unbebauten Boden erhebt sich ein großartiges Panorama von Kuppeln, Burgen und Palästen, die, dichtgedrängt, unter einander geworfen zu sein scheinen.

Diese Kuppeln, diese Paläste, diese Burgen in ihrem goldenen, silbernen, grünen und röthlichen Glanze enthüllten sich vor meinen Blicken wie ein phantastisches Zauberbild.

Welche Ideen regt diese majestätische Stadt an, dieser Wohnsitz barbarischer Czaren, eines Iwan des Grausamen, dieser majestätische Grabhügel, eine Armee, wie sie die Kriegsgeschichte nicht ihres Gleichen hat, dieses Denkmal eines untergegangenen Glückes, das ohne Beispiel, dieses Moskau, welches, wie Jerusalem und Rom, zu einer klassischen Stätte geworden ist.

Meine Blicke hafteten wie festgebannt an dem Kreml, dieser Riesenburg, welcher wie ein ungeheurer Felsen über der Stadt thront, diesem phantastischen Conglomat von Pfeilern, Kuppeln und Thürmen, welche von über- oder unterirdischen Wesen hier zusammengetragen zu sein scheinen.

Man ist in Moskau Europa völlig entrückt, man glaubt in einer chinesischen Stadt zu sein, und auch dieser Vergleich ist lange nicht erschöpfend, Moskau ist weder europäisch noch asiatisch, Moskau ist einzig in seiner Art.

Beim Anblick dieser merkwürdigen Stadt wirft man sich unwillkührlich die Frage auf, was Peter den Großen bewogen haben konnte, Moskau als Residenz aufzugeben und gegen ein Petersburg umzutauschen?

Nur ein einzige Gedanke erklärt diesen schlechten Tausch. Peter der Große wollte den Schwerpunkt seines Reiches, nicht Asien, sondern Europa, näher rücken.

Dieser Tausch der Residenzstädte ist für Europa so verhängnißvoll geworden, wie nur irgend eine große That, ein großer Gedanke.

Moskau ist nicht nur schon an sich schöner und majestätischer als Petersburg, es hat das, was so nothwendig ist zur wahren Größe einer Stadt, Leben und Bewegung.

Moskau hat nur 200,000 Einwohner, also fast die Hälfte von Petersburg, aber diese Stadt scheint dennoch eine dreifache Anzahl zu haben.

Dieses Leben und Treiben in Moskau macht uns einen Augenblick vergessen, daß wir in Rußland sind, unter dem allgewaltigen Scepter des weißen Czaren, Moskau sieht aus wie eine freie Stadt, wie Hamburg, wie London.

Wenn man sich aber in die Geschichte dieser Stadt weiter vertieft, wenn man ihr Leben und Gedränge näher betrachtet, dann freilich schwindet dieser Schein, und wir werden rasch genug inne, wie weit die heilige Stadt noch von der europäischen Civilisation entfernt ist.

Welch einen entsetzlichen Contrast bieten die unermeßlichen vielen Kirchen, nach welchen allein Moskau das Heilige genannt werden könnte, mit der blutigen Geschichte, von der fast jeder alte Stein in Moskau erzählen könnte.

Auf welchem Punkte man sich auch in Moskau befinden möchte, der Blick richtet sich immer wieder unwillkührlich auf den Kreml, mit seinen auf Felsen ruhenden Festungswerken und seinem von diesen eingeschlossenem Geschwisterpaare, den drei Kathedralen.

In der Himmelfahrtskathedrale wurden die Czaren ge-

krönt, in der des Erzengels Michael wurden sie begraben, daneben strahlt das goldene Dach der Jungfrau=Maria=Kirche, die nach dem Modell der St. Sophiakirche in Constantinopel erbaut wurde.

Diese letztere wurde unter Iwan dem Schrecklichen zum Andenken an die Eroberung von Kasan erbaut, welcher von ihrer Schönheit so entzückt wurde, daß er dem Erbauer, damit das Werk auf Erden nicht seines Gleichen haben sollten, die Augen ausstechen ließ.

So erzählt die Sage.

In diesem Kreml feierte Iwan der Schreckliche seine Orgien, bei denen oft mehr Blut als Wein geflossen haben soll.

An seinen Brüstungen sollen ehemals große Haken angebracht gewesen sein, an welchen die Czaren ihre überwundenen Feinde an den Rippen aufhängen ließen.

Hier ließ selbst Peter der Große den Liebhaber seiner verstoßenen Frau pfählen, um dann ein Bauermädchen zu heirathen, welches es so gut verstand, die Kaiserin der Russen zu sein.

Hier starb auch der Erstgeborne Peters I. auf Befehl, und wie man behauptet, sogar durch die eigenen Hände des Vaters.

Und welche merkwürdige Dinge enthalten sonst noch die verschiedenen Paläste, welche der Kreml umschließt.

In dem sogenannten Rüstpalaste sieht man die Kronen von Polen und Georgien, die Schlüssel von Warschau, die mit Sicheln beschlagenen Wagen der Strelitzen, mit welchen diese Prätorianer durch das Volk von Moskau pfeilschnell dahingeflogen sein sollen, um den Czaren Platz zu machen.

Hier sieht man endlich auch die Trophäe des Sieges über den vor Napoleon gefährlichsten Feind Rußlands.

Es ist nämlich der Tragsessel des verwegenen Karls XII.,

auf welchem sich der verwundete König in den so verhängnißvollen Kampf von Pultawa tragen ließ.

Pultawa und Moskau, Karl und Napoleon, welche Tage, welche Namen überwundener Sieger in der Geschichte dieses riesigen Reiches!

Nachdem solche Männer von dem ungeheuren Glücke dieses Reiches darniedergeschlagen worden sind, welche Helden soll die Geschichte noch erzeugen, Rußland entgegen zu rufen: Bis hierher und nicht weiter!? — — — —

Aber wie gesagt, Moskau ist nicht allein durch seine Gebäude bei weitem interessanter als Petersburg, sondern durch die Menschen, die sich darin bewegen, und das Leben, welches diese hervorrufen

Schon die vielen reichen und bedeutenden Edelleute, welche hier leben, sehen ganz anders aus, als der Petersburger Adel. Man merkt es den Leuten an, daß sie hier freier athmen. Auch die Polizei, welche sicher auch in Moskau nicht fehlen wird, tritt doch hier mehr in den Hintergrund. Das hier herrschende stete Gewühl, der enorme Zufluß von Fremden, sowohl aus Europa als Asien, die geschäftige Thätigkeit, welche nichts mit der zierlichen Ruhe, der geräuschlosen Geschäftigkeit in Petersburg gemein hat, diese Dinge verhindern oder lassen doch wenigstens die russische Polizeileidenschaft in Moskau weniger auffallend erscheinen.

Es treffen fast mit jeder Stunde ganze Karavanen von Asiaten und Nomaden ein, und eben so reisen von hier die russischen Kleinkrämer, ihre Waare auf einer Karre, durch ganz Rußland.

Der Russe selbst fühlt sich in Moskau in seinem Elemente. Moskau ist eine wahrhaft russische Stadt. In Petersburg dagegen kommt sich der Russe wie ein Fremdling vor, und wenn

man bedenkt, wie überwiegend dort die fremden Elemente sind, wie wenig die russische Sprache dort unter den gebildeten Ständen gehört wird, und wie überwiegend namentlich die französische und deutsche Bildung daselbst ist, so mag er sicher nicht Unrecht haben.

Aber auch selbst was Pracht und Reichthum anbetrifft, wird Petersburg von Moskau fast verdunkelt, und es schien mir, als wage sich hier der Reichthum und Glanz eher an's Tageslicht, als in der Residenz.

Das waren ungefähr die ersten Eindrücke, welche das Moskauer Leben auf mich hervorbrachten, und ich nahm keinen Anstand, Alles was ich dachte und empfand, dem Prinzen L...w mitzutheilen.

Warten Sie nur noch ein wenig, sagte dieser mit leuchtenden Augen, sie kennen dieses Rußland, dieses Moskau noch lange nicht. Sie werden ein Menschenalter gebrauchen, um einen Staat kennen zu lernen, der noch den Nerv eines tausendjährigen Lebens in sich fühlt. und dessen Zukunft — die Zukunft von Asien und Europa zugleich sein wird. Sehen Sie die Flammenschrift, welche auf Moskau's Kuppeln brennt, verkündet:

Von Moskau nach Constantinopel, von Moskau nach Pecking, von Moskau nach — — —

Bei diesen Worten unterbrach ich den begeisterten Russen:

Hören Sie auf, sagte ich. Sie machen da von ihrem Moskau aus Reisen, auf denen ich Ihnen mit meinem Gedankenfluge nicht so schnell folgen kann. Reisen Sie in Gottes Namen nach Constantinopel und Pecking, lassen Sie Ihr Petersburg, welches dann wohl überflüssig sein wird, in Kalk zerbröckeln und in Staub zerfallen, das soll mich Alles nicht rühren, aber kommen Sie mir dem Herzen von Europa nicht zu nahe, welches zu warm pulsirt, um Rußlands starre Kälte vertragen zu können. Die Zukunft Ihres Reiches mag eine asiatische sein, aber das Verhängniß wird sie hoffentlich nicht zu einer europäischen machen, und es scheint mir glücklicher Weise, als habe die europäische Menschheit, trotz aller Zerfahrenheit, bei weitem mehr Kraft, als die römische, Asien zu widerstehen.

